

Niedersächsisches Bergland

Eine Heimatbücherei

Herausgegeben von Aug. Tecklenburg und Heinr. Deppe

Erster Band

Geschichten, Sagen und Denkmale
des niedersächsischen
Berglands

von

August Tecklenburg



Erster Teil



Curm-Verlag W. H. Lange / Göttingen

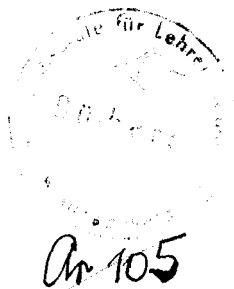
Geschichten, Sagen und Denkmale des niederländischen Berglandes

Von
August Tecklenburg

Erster Teil



Curm-Verlag W. H. Lange / Göttingen



Zur Einführung.

Für das niedersächsische Bergland, das alte Cherusterland an Harz, Meine und Oberweser, bietet diese Heimatbücherei eine Sammlung heimatlicher Lehr- und Unterrichts-, Lese- und Unterhaltungsstoffe, die helfen sollen, den heute allgemein anerkannten Heimatgedanken in Schule und Haus zur Tat und im Leben unsres Volkes wirksam werden zu lassen, den Gedanken nämlich, daß die besten und gesündesten Säfte und Kräfte uns zuwachsen aus dem Boden der Heimat, auch für eine in Wahrheit deutsche Volksbildung. In selbständigen Bänden, die in zwangloser Weise einander folgen, soll die Heimatbücherei das Landschaftliche, Naturkundliche, Geschichtliche, Wirtschaftliche, Sprachlich-Literarische und andere Gebiete in heimatlicher Durchdringung und Ausprägung darstellen.

Daß diese Heimatbücherei außer in den Schulen auch in Jugendpflege und Jugendbewegung, in Haus und Familie ihre Stätte finden und helfen möge bei jung und alt, für die unermesslichen geistigen Werte der Heimat die Augen zu öffnen, das Herz warm zu machen, den Sinn zu wecken und Verständnis zu fördern, durch das alles aber die Liebe zu stärken zu dem Boden, auf den Gott uns gestellt hat, — das ist der Herausgeber besonderer Wunsch. In der Liebe zur Heimat können wir alle eins sein.

Die Herausgeber.

Vorwort zum I. Bande.

Dieser erste Band will in der Schule zwar in erster Linie dem Geschichtsunterricht und der heimatlischen Erblunde dienen, darüber hinaus aber auch dem Deutsch- und dem Religionsunterricht, ja, er wird sich als interessaweckende Ergänzung neben das Lesebuch stellen. Die Sagen wollen ergänzen und beleben. Die Geschichten, als geschichtliche Einzelercheinungen in anschaulichen Einzelbildern oder lebendigen Einzelhandlungen dargestellt, wollen typische Beispiele, Aufmerksamkeit weckende Ausgangs-, klärende Vergleichs- oder erhellende Anschlußstoffe sein, begründen und durchdringen solchergergestalt den Geschichtsunterricht heimatlich und lassen ihn heimatlich aus-

— VI —

lingen; sie helfen die Heimat als den Schauplatz deutscher Kulturarbeit erkennen und lassen so die Kulturentwicklung unsres Volkes bodenständig erscheinen, wie sie es in Wirklichkeit ist; sie bieten uns die Mittel, den längst-geforderten volkstümlichen Geschichtsunterricht zu gestalten, der allen Forderungen der Erziehungswissenschaft entspricht, auch denen der vielberufenen Arbeitsschule, die ohne Heimat nie entstehen wird. Als Denkmale gelten hauptsächlich die heimatlichen Quellenstoffe, die in ähnlicher Weise dem Geschichtsunterrichte dienstbar zu machen sind wie die Geschichten. Sie alle aber — Geschichten, Sagen und Denkmale — sollen nicht in und an der Enge der Heimat haften bleiben, sondern darüber hinauswachsen und vaterländische, sittlich-religiöse und allgemein-menschliche Bedeutung gewinnen. Das geschieht, wenn sie zum heutigen Leben in vergleichende Beziehung gesetzt und Vergangenheit und Gegenwart, Heimat und Ferne aneinander gemessen werden. So erst tritt der Geist der Heimat und der Väter Geist als das Lebendige und Lebenwirkende hervor, das helfen muß, uns und unseren Kindern ein in der Heimat gefestigtes neues Deutschland zu schaffen. Die begründenden und wegweisenden Einzelheiten dazu kann ich an dieser Stelle nicht geben; sie stehen in meinen einschlägigen Schriften, auf die ich hier verweisen muß¹⁾.

Geordnet ist der Inhalt nach der Zeitfolge, weil so auch äußerlich die Entwicklung als ein Zusammenhang erscheint, in den die Sagen ihrer Bedeutung und ihrem Inhalte nach sich einordnen. Ausgenommen sind in diesen Band vorwiegend Stücke der alten und mittleren Zeit, während ein zweiter Teil, der im nächsten Jahre erscheinen soll, hauptsächlich Stoffe der neueren und neuesten Zeit bringen und die vorausgehenden Zeiträume ergänzen wird. Für den heimatlich-erdkundlichen Unterricht ist ein Ortsnamenzverzeichnis beigelegt, wonach die für einzelne Orte, Gegenden und Landschaften wichtigen Stücke und Beziehungen leicht aufgefunden werden können. Es wird dazu beitragen, daß Geschichte und heimatliche Erdkunde einander in die Hand arbeiten.

Söttingen, den 24. Oktober 1922.

Aug. Tiedlenburg.

¹⁾ 1. Schule und Heimat. Wegweiser zur naturgemäßen Umgestaltung des Unterrichts von der Heimat aus. 3. Aufl. Hannover, Carl Meyer. 1922. 2. Bildender Geschichtsunterricht I. Erster Geschichtsunterricht auf heimatlicher Grundlage. In Begründung und Beispiel. 2. Aufl. Hannover, Carl Meyer. 1921. Dieses Buch, ganz aus Söttinger Verhältnissen hervorgewachsen, bildet für alle Schulen, für die des niederländischen Berglandes insbesondere, das unentbehrliche Lehrbeispiel.

Inhalt.

	Seite		Seite
1. Neufsteinezeitliche Landschaften in unserer Heimat. Heinrich Deppe	9	19. Die Zwerghöhle im Heimeken- stein	52
2. Die älteste Besiedelung unseres Landes Die Menschen der Steinzeit 10. Die Rellen 11. Die Germa- nen 12.	10	20. Der Zwerg und der Schuster . . .	53
3. Die Cherusker wandern ein . 14 Auf Landjuche 14. Im Che- rusker-Lager 15. Auf Quel- lenjuche im Urwald 19. Am Karspool 22. Im Rat der Männer 23. Der Wander- zug 24.	14	21. Zwerge baden	53
4. Im Dienste Donars 27 Auf Donars Pfad 27. Opfer- stein und Opferstätte 30. Die Weihe des Hains 30. Opfer und Opferfeier 33.	27	22. Zwerge segnen den Acher . . .	54
5. * Sei kühmt, Ostara. Georg Finke	34	23. Die Zwerge im Sachsenstein . 54 Zwerge und Menschen 54. Auszug und Dank 55.	54
6. Der wilde Jäger. Colshorn . . .	35	24. Das stille Volk zu Blesse. Brüder Grimm	55
7. Der Wode	36	25. Die Mühlenzwerge. A. Seifart . 56	56
8. Der wilde Jäger im Solling . . .	37	26. Das Weingartenloch bei Oster- hagen	57
9. * Das wilde Heer am Moosberg Aug. Tecklenburg	38	27. Hermanns Heimkehr	58
10. Der Zwergkönig Gübich im Harz	38	28. Cherusker und Chatten	62
Die silbernen Tanzapfen 38		29. Die Einwanderung der Sachsen 62	
11. Der Bergmönch im Harz	40	30. Cherusker im Sachsenbunde . 64	
Der Bergmönch in der Sam- fel 41. Die beiden Bergknäp- pen von Clausthal 41. Der arme Bergmann von Claus- thal 42.		31. Der Ursprung der Sachsen. Brüder Grimm	65
12. Die hünnischen Brüder	43	* Der erste Sachse. v. Bindke 65	
13. Die Antekuhlen. Ernst Qulet- meyer	44	32. Wie die Sachsen das Land zwischen Harz und Unstrut ge- wannen	66
14. Riesen in unsern Basaltbergen . 45 Die Riesen von der Grevén- burg und der Badienstein 45 Riesen in der Hünenburg 46. Riesen in der Bramburg 46.	45	33. Bonifatius im südlich. Sachsen- lande	68
15. Riesen tragen eine Kirche . . .	47	34. Die Steinkirche bei Scharzfeld 69	
16. Riesen-Größe	48	35. Die Wilde Kirche in den Ohm- bergen	70
Zeichende Riesen 48. Sand- horn im Echub 48. Wie die niederländischen Berge ent- standen 48. Riesen wuschen sich 48.		36. Der Ursprung derer von Kerit- lingerode. Abbelohde	71
17. Der Bauer und die Zwerge . . .	49	37. Kunigunde von Bomeneburg . 72	
18. Zwerg. Holzrührlein Bonne- führlein	50	38. Sachsen und Franken	73
		39. Wittekinds Rettung	74
		40. * Wittekinds Hengst. Hartmann 74	
		41. Das Tachtelfeld im Sünfel und die Verdener Blutbecke	75
		42. Das weiße Roß	76
		43. * Das weiße Sachsenroß. M. v. Der	77
		44. Der Sachse Berthulf und die Christenpriester	78
		45. Wittekind im Gotteshaufe . . .	79
		46. Wittekinds Taufe. Hartmann und Weddigen. v. Bindke . . .	80
		47. Wie der ostfälische Bischof von Elze nach Hildesheim kam 81	
		48. Der tausendjährige Rosenstock zu Hildesheim	82
		49. Der Bischofshof	83

	Seite		Seite
50. Was Eilika von Reinhausen dem Domkapitel zu Hildesheim schenkte	84	70. Das Herzogthum Braunschweig= Lüneburg. 1235	118
51. Corven. 816. 822	84	Begründung 118. Landes= teilungen 119.	
52. *Gewissenskämpfe eines Sach= sen. F. W. Weber	85	71. Unsere Städte	119
53. Herzog Rudolf und die Grün= dung Sandersheims. 856.	86	72. Das eingemauerte Kind zu Plesse	120
54. Herzog Heinrichs Rettung auf Pfalz Gröna. 915	88	73. De Borgward von Plesse ver= tellt de Geschichte von den witten Sirichen (Plattdeutsche Fassung)	121
55. * Pfalz Gröna. H. Tecklenburg 89		74. Die weißen Siriche auf Plesse (Hochdeutsche Fassung)	124
56. * Heinrich der Vogler. Vogl.	92	75. Das Hardenberger Wappen	126
57. Der Vertrag von Werla 924	93	76. Der Harkuf=Stein im Rein= häuser Walde	127
58. Heinrichsagen von der Vogels= burg bei Salzderhelden	95	77. Der Herzog im Bann 1394	128
Heinrich der Finkler 95. Der goldene Weizen 96. Die Musikanten v. Ahlshausen 96		78. Der Sekehnbürger	132
59. Wie Adeleben entstand	96	79. Eine Kuldigung zu Göttingen 1491	133
60. Wie die Silberadern im Ram= melsberge entdeckt wurden	97	80. Walkenried im Bauernkriege 1525	136
61. Um die Kaiserkrone 1002	98	81. * Bruder Wohlgenuth von Walkenried. Diet. Vorwerk 138	
Die Kaiserwahl zu Werla 98. Der Fürstenmord zu Pöhlde 99		82. Not und Elend im Dreißig= jährigen Kriege in amtlischen Berichten. 1626	142
62. Das Gottesurteil zu Pöhlde 1048	101	Im Amte Grönsburg und am Solling 142. Aufmann Pape zu Ustar an den Herzog Fried= rich Ulrich zu Braunschweig 144. Das erbarmungslose Massacre zu Münden in der Nacht des 30. Mai 1626 145. Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig an den Kaiser 146.	
63. Wie der Seeburger See ent= stand	104	83. Zerstörung der Burg Scharz= feld durch die Franzosen 1761. 146	
64. Der Füh bei Herzberg	106	84. Letzter Auszug des hannover= schen Heeres 1866	149
65. Die Auflösung des Herzogthums Sachsen. 1180	107		
66. * Thedel von Balmoten und Heinrich der Löwe. Rudolf Baumbach	108		
67. Heinrich des Löwen Tod. 1195 110			
68. * Heinrich des Löwen Lebens= lauf. Bunting	111		
69. Wie ein deutscher Kaiser zum Sterben ging. 1218	113		

1. Neusteinzeitliche Landschaften in unserer Heimat.

Es sind wenigstens 10 000 Jahre her, seit die dritte und letzte Eiszeit, die Deutschland heimgesucht hat, ihr Ende fand und einer wärmeren Zeit Platz machte. Das Eis zog sich in die Hochalpen und nach dem skandinavischen Gebirge zurück, und hin er ihm her wanderte eine Genossenschaft von nördlichen und alpinen Pflanzen und Tieren, welche dort auch jetzt noch zwischen der Baum- und Schneegrenze leben. Der Wald, der zuerst nur aus Birken und Kiefern, später auch aus Eichen, Fichten und Buchen bestand, dehnte sich allmählich wieder aus, bis ihm Wasser und Sumpf auf der einen Seite und Dürre auf der anderen Seite ein Ziel setzten. Besonders die letztere, die Dürre des Bodens, nahm immer mehr zu, je mehr sich das Klima erwärmte und ein größeres Jahresmittel erlangte, als es jetzt hat. Infolgedessen konnten sich auch die Wärme und Trockenheit liebenden Pflanzen, die in einer früheren Steppenzeit (zwischen der 2. und 3. Eiszeit) aus dem Osten und Süden Europas eingewandert waren und sich während der letzten Eiszeit in den warmen deutschen Landschaften am Oberrhein und in Thüringen erhalten hatten, wieder aufs neue ausbreiten und sich besonders auf den trockenen Kalk- und Lössgebieten Mitteldeutschlands und auf den Sandgebieten Nordwest-Deutschlands üppig entfalten: es entstanden neue steppenartige Landschaften, sogen. Steppenheiden, die in lichte Wälder mit Grasfluren übergingen. Auch in der Göttinger Senke, der Einbecker Mulde, dem mittleren Wesertal (Carlshefen — Hameln) und dem ganzen Werratal waren solche vorhanden. Das kann man an den zahlreichen Pflanzen aus jener Zeit erkennen, die noch jetzt z. B. auf den sonnigen Kalkhöhen der Plesse, der Ratsburg, der Lengder Burg, der Pferdekrippe und des Westerberges, des Luttertals, des Drammetals, der Umgebung von Nörten und Lenglern und anderen Orten wachsen. Sie kamen auch auf den Lössflächen des Leine- und Ilmetals vor, sind hier aber durch die Feldkultur längst vernichtet worden.

Sehr merkwürdig ist nun der Umstand, daß sich auf diesen Lössgebieten, in deren Nähe sich die Reste einstiger Steppenfloren befinden, zahlreiche Anpflanzungen aus der jüngeren

Steinzeit liegen, so in der Nähe von Göttingen bei der Springmühle, Elershausen, Rasemühle, Volkerode, Mariengarten, Diemarden, Weendespring.

Sie fehlen dagegen vollständig in solchen Gegenden, in denen auch jene Pflanzen fehlen, besonders in großen Waldgebieten, wie im Oberwesergebirge, im Oberharz, scheinbar auch auf dem Untereichsfelde. Die Annahme liegt darum nahe und ist auch von Gradmann für Schwaben bewiesen worden, daß die neusteinzeitliche Bevölkerung, welche schon Ackerbau und Viehzucht trieb — nach ihrer Töpferkunst nennt man sie Bandkeramiker — in jene Steppenlandschaften eingewandert ist und sich dort angesiedelt hat. Sie nahm zuerst die fruchtbaren und leicht zu bearbeitenden Lössgebiete in Kultur und ließ ihre Herden auf den benachbarten Tristen weiden, wo bis dahin Wildpferde, Urrinder und andere wilde Tiere gegrast hatten.¹⁾

Außer den genannten Gebieten der oberen Leine, der mittleren Weser und unteren Werra bot auch der Rand des Südharzes mit seinen fahlen Jechsteinhöhlen, die aus Gips und Dolomit aufgebaut sind, sowohl den Pflanzen der ehemaligen deutschen Steppenlandschaften als auch der Bevölkerung der Steinzeit günstige Gelegenheit zur Ansiedlung.

Für die Steppenflora eigneten sich besonders die Gips Höhen von Osterode — Herzberg, Walkenried — Ellrich, Ilfeld — Nordhausen. Zur menschlichen Ansiedlung wurden die zahlreichen Höhlen des Südharzes bevorzugt. So hat die Einhornhöhle bei Scharzfeld, die ihren Namen von den dort gefundenen Knochen urweltlicher Tiere hat, vielleicht schon dem Menschen der älteren Steinzeit während der Eiszeit, sicher aber dem neusteinzeitlichen Menschen unmittelbar nach der Eiszeit als Wohnstätte gedient. Das beweisen die zahlreichen Funde, die in verschiedenen Kulturschichten im Innern der Höhle gemacht worden sind. Heinrich Deppe.

2. Die älteste Besiedelung unseres Landes.

Die Menschen der Steinzeit.

Ehe die neusteinzeitlichen Landschaften entstanden, vor der letzten Eiszeit, lebten hier und da schon Menschen in unsern Heimatlanden, die Menschen der älteren Steinzeit, von deren Dasein wir jedoch nur dunkle Kunde haben. In Kies-

¹⁾ Vergl. H. Deppe, die Beziehungen der Göttinger Kalkflora zu den vorgeschichtlichen Siedlungen im Leinetal. Wanderer im Okeruferland 1922, S. 1—3.

— II —

lagern an Leine und Weser, auf Aekern, in Höhlen und Hünengräbern, besonders aber in den Bodenschichten der Einhornhöhle bei Scharzfeld am Südharz, hat man Ueberreste von Knochen, Waffen, Schmucksachen, Hausgeräten und Werkzeugen gefunden, die von diesen Menschen der Vorzeit erzählen. Sie kannten keinen Ackerbau, keine feste Wohnung, hatten weder Hund noch Haustiere und wußten nichts vom Eisen und seiner Bearbeitung. Mit Mammut und Renntier lebten sie zusammen, trieben Jagd und Fischfang und hausten in Höhlen. Waffen und Werkzeuge verfertigten sie mit Geschick aus Knochen und Steinen, wußten auch, wie man Feuer machte, und verstanden es vorzüglich, Renntiere und Bären mit Steinart und Speer zu erlegen, wilde Schwäne mit dem Pfeil zu treffen und den Fisch mit der Angel aus dem Wasser zu holen.

Nach der dritten und letzten Eiszeit kamen die Menschen der jüngeren Steinzeit ins Land. Auch sie kannten noch kein Eisen. Aber ihre Knochen- und Steinwerkzeuge waren geschliffen, poliert und durchbohrt, so daß man Holzstiele hineinstecken konnte. Sie wohnten, wo sie Gelegenheit hatten, in Höhlen, z. B. in der Einhornhöhle am Südharz, legten in Seen Pfahlbauten an, z. B. im Seeburger See auf dem Eichsfelde, zwischen Göttingen und Duderstadt, oder gruben ihre Wohnungen kellerartig in die Erde und bauten Hütten aus Lehm darüber, wie beim heutigen Diemarden im Gartetal, bei Rosdorf und Grone am Rande der Göttinger Senke, wo man ganze Siedlungen der jüngeren Steinzeit aufgefunden hat. Die neusteinzeitlichen Menschen kannten Ackerbau und Viehzucht, konnten spinnen und nähen, formten Töpfe aus Ton und ritzten Verzierungen ein, die sich handartig um Topf und Urne zogen. Bandkeramik nennt man diese einfache Töpferkunst. Mahlsteine aus Sandsteinen oder aus Grauwacke dienten zum Mahlen des Getreides. Die Toten wurden in hockender Stellung in flache oder Hügelgräbern beigesetzt.

Die Kelten.

Lange danach kamen die Kelten ins Land. Sie waren von Osten her bis ins westliche Europa vorgeedrungen und hatten sich vorwiegend im heutigen Frankreich und der Rheingegend festgesetzt. Sie waren es, die die Vorfahren unseres Volkes zuerst Germanen nannten. Hier und da siedelten sie sich auch im Lande an Innerste, Leine und Weser an. Die Kelten kannten das Eisen und verwandten es bei der Herstellung von Waffen, Werkzeugen, Geräten und Schmuckstücken. Somit kam durch sie die Kunst des Schmiedens in

unsere Heimatlande. Sie hausten nicht mehr in Höhlen oder höhlenartigen Wohnungen wie die Leute der Steinzeit, sondern bauten sich Häuser aus Baumstämmen, Reisig und Lehm. An diese keltischen Besiedler in unseren Gegenden erinnern noch manche Ortsnamen, besonders solche mit den Endungen mar = Moor, Marsch, Sumpfland (z. B. Geismar), lar, leri, ler = Leere, Wede, unbewohnte Gegend (z. B. Goslar, Uslar, Bredelar u. a.) Auch manche unserer Fluß- und Bergnamen rühren von den Kelten her. So werden z. B. die Leine (laginaha = Seeßuß), Weser (wisaraha = Westßuß) als keltische Namen angesehen. Auch der Name Rhein ist keltischen Ursprungs. Ihre Toten verbrannten die Kelten, taten Asche und Knochenreste in Urnen und verwahrten diese in Einzelgräbern oder Friedhöfen. Hünengräber und Urnenfriedhöfe geben noch heute Kunde davon.

Die Germanen.

Etwa ein Jahrtausend später als die Kelten wanderten die Väter unseres Volkes, die Germanen, ein, auch ins Land an Innerste, Leine und Weser. Mit sich führten die Wandernden große Viehherden und Wagen voll Hab und Gut. An Aller, Leine und Weser trafen sie auf einzelne keltische Niederlassungen. Aber die Germanen waren stärker, unterwarfen die Kelten oder drängten sie weiter nach Westen bis über den Rhein und nach Süden bis in die Alpenländer. Nun waren die Germanen die Herren des Landes geworden. Unermesslich dehnte sich damals noch der wilde Wald aus, von keines Menschen Hand gepflegt. Mächtige Eichen, Buchen, Ulmen, Eschen, Ahorn und Linden wuchsen darin in buntem Wechsel, und neben Reh, Hirsch und Fuchs hausten dort Bären und Wölfe, Elentiere und Auerochsen. Auf steppenartigen Blößen und grasreichen Tristen weideten wilde Pferde, und in den Eichengründen wühlten Herden wilder Schweine. In Tälern und Niederungen sammelte sich Wasser in reicher Fülle zu Bächen und Flüssen; niemand dämmte sie ein und regelte ihren Lauf; quer lagerte sich der alte, morsche Baumstamm ins Flußbett und drängte das Wasser seitwärts. So entstanden Sümpfe, Flußarme und Werder, wo Biber und Fischotter ihr Wesen trieben. Viele Orts- und Flurnamen erzählen noch heute von dem Zustande unserer Heimat und unseres Vaterlandes zur Urzeit. Auf den Wald weisen hin die Namen mit lah, loh, liet, hard, wedel, holt, holz, horst, strucht, stroht, wald, sowie diejenigen, worin die Namen unserer Waldbäume vorkommen; auf die Tiere des Waldes die Namen mit Bär, bar, Wolf, wulf, Hirsch, Eber, Biber,

bever u. a.; auf den ausgerodeten Wald die Namen mit rodt, reut, roth, roth. Von Sumpfland, Bruch und feuchter Niederung erzählen die Namen mit mar, mor, mer, riede, ried, ol oder al, pol oder pal, sol, seul, söhl, siel, brook, bruch, und von Flußinseln werth und werder.

Die erste Bedingung für die feste Besiedelung war Wasser zum Trinken und eine geeignete Flur für den Ackerbau. Im südlichen Berglande folgten die Einwanderer gern dem Lauf der Flüsse und Bäche, deren Quellen sie suchten. Der Boden, die Enge der Täler und der dichte Wald zwangen zur Anlage geschlossener Ortschaften oder Dörfer, deren Gehöfte jedoch zerstreut und regellos nebeneinander lagen, da sich jeder da anbaute, wo es ihm gefiel. Daher nannte man eine solche Ansiedlung turba, thorp, trup, dorp, Dorf, d. i. Hausen. Städte kannten die Ansiedler nicht. Im nördlichen Flachlande konnte man überall in geringer Tiefe das Grundwasser erschließen und Brunnen anlegen. Die Einwanderer konnten sich also nach Belieben über das ganze Land verbreiten. Sie brauchten mit dem Grund und Boden nicht zu kargen. Jede Familie suchte sich daher eine besondere Siedelstätte; und es entstand im Flachlande vorwiegend der Einzelhof, der von dem zugehörigen Feld rings umgeben war. Die weiten Marschländer an der Nordsee, am Unterlauf der Elbe, der Weser und der Ems wurden von der Geest aus besiedelt. Am Rande der Geest finden sich die ältesten Kulturstätten. Dort konnten die Ansiedler vor Sturmfluten gesichert, die angrenzende Marsch mit ihren fruchtbaren Weiden ausnützen und auf Meer und Flüssen der Fischerei, auf der Geest der Jagd obliegen. Von dort zog er aus in die Marsch, baute Wurlen, gewann Ackerland, regelte den Lauf der Flüsse, setzte dem Meere seine Grenze durch Deiche, hinderte das Wachstum des Moores und befestigte die wandernde Düne. So kamen zu den vorhandenen keltischen Ansiedlungen neue germanische an Fluß und Bach, an Berg und Wald, an Moor, Marsch und Ried, in Hude und Heide.

Gern bezeichneten unsere Vorfahren ihre Wohnstätten als ihr Haus, hus, husen, hausen, sen; Heim = hem, em, en, um (z. B. Hildeneshem = Hildesheim, Bockenem = Buchenheim, Brüggen = Brückenheim, Bornum = Bornheim); als Stätte = stedt, stede, stide, ste, idi, te (Gronidi, Palithi, Pöhlde, Harste, Söhrste); als Bau = hüdel, hüttel (Wolfenbüttel); als Burg, d. i. Bergeort, Zuchtstätte (Seeburg); als kleine Burg oder Burgstall = borstel, bostel (Bedenbostel); oder sie nannten die Niederlassung nach dem Wasser

= aha, aue, a, e (Grona, Gronau, Grone), bach, beef, becf, beefe, fe (Einbeck, Steinfke); nach dem Walde oder nach sonstiger auffallender Beschaffenheit der Gegend, auch nach dem ihre Siedelung schützenden Jaun = tun, ten, den (Wulften, Boven den, Nörten, Lengden).

3. Die Cherusker wandern ein.

Erzählung.

Auf Land suchte.

In der Urzeit, Jahrhunderte vor Christi Geburt, stand eines Tages oben auf dem Hainberge, an dessen Fuße heute Göttingen liegt, ein fremder Mann, da etwa, wo jetzt hinter dem Rohns der Roringer Stieg hinübergeht und die alte Warte gestanden hat. Es war zur Frühlingszeit, und die Bäume waren eben grün geworden.

Der Mann sah merkwürdig aus. Auf seinem Kopfe lag eines Bären Kopf; des Bären Fell hing ihm über den Rücken, und des Bären Vorderbeine hatte er um seinen Hals geschlungen, wie man einen Schal um den Hals legt. Im ersten Augenblick sah es aus, als ob der Fremde einen lebendigen Bären als Hudepack auf dem Rücken hätte. Auf dem Oberkörper trug er ein Wams, das sah aus wie ein graues Hemd, hatte aber keine Ärmel, und die Arme des Mannes waren ganz bloß und gebräunt von Wind und Wetter und Sonne. Auch die Hose war grau und an den Beinen mit Bändern umschnürt, daß sie festsaß; Hosenträger sah man nicht, auch keine Weste und keinen Rock. Statt der Schuhe hatte er ein Stück Leder um die Füße gelegt und mit Bändern zusammengebunden.

Groß und stark war der Mann, hatte ein frisches, wetterbraunes Gesicht, einen rötlichen Vollbart und blaue Augen, und unter seinem Kopfpuz sahen rotblonde Haare hervor, die hingen bis auf die Schultern herab.

Mit der rechten Hand hielt er einen Ber oder Speer mit eiserner Spitze, am linken Arm einen Schild an ein paar Lederösen. An der linken Seite trug er ein Schwert, kurz und breit; es steckte in einer ledernen Scheide und hing an einem breiten ledernen Gürtel.

Sah's nicht aus, als ob er ein Kriegermann wäre? Was wollte er hier oben? Wartete er auf Feinde? Stand er da auf Wachtposten?

Jetzt lehnte er den Ber an einen Findenbaum, hielt die rechte Hand über seine Augen und sah hinaus in die Gegend.

Er spähte hin und her, konnte aber wohl noch nicht genug sehen; denn jetzt lehnte er auch den Schild an den Baum, warf das Bärenfell vom Kopfe, gürtete das Schwert ab und kletterte behende in einen Holzapfelbaum, dessen Zweige er von der Erde erreichen konnte. „So“, sagt er zu sich selbst, „nun kann ich besser sehen. Vor mir liegt ein breites Tal, es ist nach Süden zu offen, und die Sonne kann fein hineinscheinen; hüben und drüben ist alles mit Wald bedeckt; dazwischen liegen Triften und Weideplätze und weiter hinauf an den Bergen Dreische mit Buschwerk, ähnlich wie auf diesem Bergrücken. Aus dem Talgrunde leuchtet ein Wasserspiegel, See und Sumpf. In der ferne ragen Berge empor. Menschliche Wohnungen sind nirgends zu sehen. Nur dort, weit hinten aus den Wäldern steigt etwas Rauch auf, da sind also Menschen; doch das ist jenseits des Wassers und hat kaum Gefahr. Wenn wir un'en im Talgrunde gutes Wasser finden, so wol'en wir da bleiben und wohnen, und das Land soll unser sein.“

Damit faßte er den Zweig, auf dem er saß, schwang sich hinab auf den Boden, legte Kopfpuß und Schwert wieder an, nahm Schild und Ger zur Hand und ging rüstig und freudig von seinem Ausguck auf der lichten Höhe hinab durch dichten Urwald, zwischen Eschen, Ahorn, Linden, Eiben und Eichen hindurch, über umgefallene Stämme hinweg, den steilen Abhang hinab ins enge Tal, wo jetzt Herberhausen und die Knochenmühle liegen.

Im Cherusker-Lager.

Im Tale drunten war buntes Leben und Treiben. Am klaren, hellen Bach, den wir jetzt „Lutter“ nennen und der durch's tiefe, enge Lutterthal fließt, befand sich ein freier Platz; Gras wuchs dort wie auf einer Wiese. Ruß- und Dorn- und Erlengebüsch stand hier und da, und wo etwas weiter zurück der Wald wieder anfang, da hingen die Zweige der uralten Bäume bis herunter auf den Boden, wie ein dichter grüner Vorhang, durch den man nicht hindurchsehen konnte.

Rotwangige, blondhaarige Kinder, nackte und halb nackte, spielten auf der Wadboße, sprangen in den Bach, griffen nach Fischen, schossen Purzelbaum oder waren mit Ger und Stecken bei einer Rinderherde, die am Waldrande graste. Wagen standen da, nebeneinander und hintereinander, ganz roh gezimmert und längst nicht so fein und zierlich wie heute die Wagen. Im Halbbogen waren graue Laten darüber gespannt. Die Ochsen, die diese Wagen ziehen mußten, waren

ausgespannt und grasten zusammen mit der Rinderherde. Auch Pferde gingen auf der Weide.

Bei jedem Wagen brannte ein Feuer. Männer, Frauen und Kinder standen, lagen oder saßen am Feuer, guckten müßig in die Flamme oder hantierten und machten sich allerlei zu schaffen. Die Männer, ähnlich in Aussehen und Kleidung wie der, den wir oben auf dem Hainberge stehen sahen, hatten ihre Waffen beiseite gelegt. Rotbackig, blondhaarig und helläugig wie die Männer waren auch die Frauen. Das Haar hing ihnen lang und ungeflochten um Schulter und Rücken, oder es war oben auf dem Kopfe zu einem einfachen Knoten zusammengeschlungen. So trugen auch manche Männer ihr Haar. Als Kleidung hatten die Frauen ein Gewand aus grauem oder weißem Leinen, das war ohne Ärmel und hing lose von der Schulter herab bis auf die Knöchel, ähnlich wie ein Hemd; es wurde auf der Schulter nicht durch Knöpfe, sondern durch Spangen oder durch einen Dorn zusammengehalten. Manche hatten auch ein Fell oder ein Tuch aus Wolle um die Schultern gelegt.

Das waren wohl zwanzig und mehr Feuer, die da brannten, und wohl hundert und mehr Leute, die sich da um die Feuer auf der Waldböcke am Bache gelagert hatten. Und was taten die Leute? Sie kochten ihr Mahl, sie sotten und brieten und braten. Hier und da hatten sie ein Feuerloch in die Erde gegraben, einen irdenen oder auch einen eisernen Topf darübergestellt, Wasser und Milch in den Topf getan, und nun kam noch grobgemahlenes Roggen- oder auch Hafermehl hinzu und etwas Salz; und bald brodelte im Topfe der schönste Mehlsuppe, den die Frauen mit einem hölzernen Löffel eifrig rührten. An anderen Stellen hatten sie neben dem Feuer ein paar Stöcke in die Erde geschlagen, die waren oben gegabelt. Ein Speiß oder eine Speerstange, quer über das Feuer gelegt, ruhte in den beiden Gabeln. An dem Speiße aber steckte ein dickes Stück Fleisch, vielleicht die Keule von einem Hirsch, einem Wildschwein oder einem andern Stück Wild, das sie im Walde erlegt hatten; vielleicht war's auch die Lende von einem jungen Rind, das sie von der Weide geholt und geschlachtet hatten. Das Fett, das aus dem Braten tropfte, fingen sie in einem irdenen Töpfchen auf und gossen es immer wieder oben auf den Braten. Andere Stücke Fleisch hatten sie mit Wasser in einen Topf getan, schnitten Lauch und andere Kräuter daran, sotten es auf dem Feuer, und es wurde eine kräftige Brühe.

Wieder an anderer Stelle legten sie Steine ins Feuer und ließen sie ganz heiß werden, nahmen sie heraus und

legten sie auf dem Erdboden nebeneinander; auf den heißen Steinen breiteten Frauen und Mädchen behende breite Streifen von Teig, den sie in einer Mulde geknetet hatten. Die Streifen mußten rösten und braten, bis sie braun und zu Brot geworden waren. Das Brot aßen die Leute zu Braten, Brühe und Brei; denn Kartoffeln kannten sie nicht; die wuchsen damals hier in unserem Lande noch nicht.

Auf einmal entstand im Lager ein freudiges Rufen und Schreien und ein Auflauf der Kinder. Siehe da! Vier Männer, gerüstet mit Ger und Pfeil und Bogen, kamen zwischen der Wagenreihe hindurch und trugen einen toten Bären herein. Sie hatten aus Baumzweigen und Reisig eine Tragbahre geflochten, den Bären oben daraufgelegt, die Bahre zwischen sich auf die Schultern genommen, und so kamen sie mit strahlenden Augen ins Lager, von den Kindern jubelnd begrüßt. Die vier Männer trugen ihren Bären an eins der Feuer, legten die Bahre auf den Boden, und der eine, kaum den Knabenschuhen entwachsen, trat schnell an das Feuer zu der großen blonden Frau, die da mit mehreren Mädchen eifrig das Mahl bereitete, und sprach freudig: „Mutter, sieh mal den großen Bären! Ist das nicht ein Prachtferl? Den habe ich mit erlegt, und das gleich beim ersten Male, daß ich mit auf Bärenjagd ging. Da hinten geht eine Schlucht wie ein höhlenartiger Winkel in den Wald. Dort trafen wir den Bären*); er stellte sich auf seine Hinterfüße, kam brummend auf mich zu und wollte mich mit seinen Vorderbeinen umfassen; ich aber stand fest und ließ ihn herankommen, und Cord, unser Knecht, stand neben mir; wir hatten beide den Ger in der Hand, und als der Bär nahe genug war, stieß ich zu und traf ihn zwischen die Rippen, daß er wankte, und dann gab unser braver Cord ihm den Todesstoß. Wie freue ich mich, daß ich schon einen Bären erlegt habe! Wahrhaftig, wenn ich nicht schon Raginhard hieße, möchte ich wohl Bärenhard heißen! . . . Aber wo ist denn der Vater? Er muß doch unsere stolze Jagdbente auch sehen!“

„Da ist er schon“, sagte eine tiefe Männerstimme. Kinder und Erwachsene, die sich herangedrängt hatten, traten zur Seite, und der Mann kam daher, den wir oben auf dem Hainberge gesehen haben. Alle machten ihm ehrerbietig Platz. Einer von den Männern aber sagte: „Wir wünschen dir Glück, Guddo, zu einem solchen Sohne! Wie er vor dem Bären nicht bange war, so wird er sich auch vor keinem Feinde

*) Der Forstort heißt noch heute der „Bärwinkel“; die Namen Bärenkopf, Bärenhohl, Barental und ähnliche kommen in den Bergwäldern unserer Heimat, besonders im Harz und Solling mehrfach vor.

fürchten!“ „Ich danke dir, Bobbo, für dein gutes Wort!“ erwiderte Guddo und trat an den Bären heran, um ihn genau zu besehen. „Das ist ein gewaltiger Kerl“, sagte er und gab seinem Sohne die Hand: „Und du hast also wirklich standgehalten? Gut so! Halte dich weiter so tapfer. Zum Lohne sollst du uns noch heute begleiten, wenn wir ausgehen, um jenseits des Berges gutes Quellwasser zu suchen.“ Ragin-hards Augen leuchteten vor Freude. Sein Vater Guddo aber wandte sich zu den Männern, die inzwischen herbeigekommen waren, und sprach: „Meine Freunde und Gesippen, ihr sollt nun wissen, ob ich da oben vom Berge eine Gegend gefunden, in der wir wohnen können; denn müde sind wir alle der langen Wanderfahrt, und gern möchten wir eine bleibende Stätte haben. So höret denn: jenseits des Berges liegt ein weites Tal; ein See deckt seinen Grund; nach Mitternacht zieht sich ein Fluß; am Ufer des Sees und an beiden Seiten des Flusses dehnt sich ein weites Wald- und Steppenland, das noch niemand bewohnt. Dort mögen wir leicht Land gewinnen, Weide für unser Vieh und Acker für unsere Saat und Wasser für unsere Wohnungen, und findet auch ihr das Land gut und treffen wir dort gesunde Quellen, so soll das unsere neue Heimat werden. Nennt mir einige Männer, die nach dem Mittagsmahle mit mir hinübergehen, die Gegend zu besehen und nach gesundem Wasser zu suchen. Am liebsten sehe ich, wenn Bobbo und Heribert mitgehen.“

Die Männer waren einverstanden.

„So kommt denn gleich nach dem Essen an mein Lagerfeuer!“ sagte Guddo und wandte sich zur Seite nach dem Feuer, wo eine stattliche blonde Frau schaltete und waltete. Das war Frau Irmgard, Guddos Gemahlin. Er grüßte sie freundlich, gab ihr die Hand und sprach: „Nun, Irmgard, was hast du uns denn zum leckern Mahle bereitet? Sieh da, gar einen Braten am Spieße geröstet! Der soll uns schmecken!“ „Ja“, sagte Frau Irmgard, „es ist die Lende von dem wilden Eber, den du neulich als Beute mitbrachtest. Gerirud hat den Braten fleißig begossen; er wird hübsch saftig sein. Brot und Brühre stehen bereit; ein frischer Trunk Met ist im Krüge auch noch vorhanden. Und so mögen wir wohl alle satt werden. Und Donar, unser guter Gott, er segne uns Essen und Trinken“. Guddo legte seine Waffen ab, und nun setzten sich alle am Feuer nieder, auf den grünen Rasen, auf ein ausgebreitetes Fell, auf einen herbeigeholten Stein oder auf die Deichsel des Wagens, und die ganze Familie Guddos war zusammen, auch die Knechte und Mägde. Guddo zerschnitt mit seinem Jagdmesser den Braten; Frau Irmgard verteilte Fleisch

und Brot, und jeder kam mit hölzernem Teller oder mit einem runden Brett aus Lindenholz und holte sich sein Teil. Messer und Gabeln gab's weiter nicht. Jeder brauchte seine Finger als Gabel und seine Zähne als Messer. Ein Becher aus Lindenholz, gefüllt mit Met, stand neben Guddo; er trank daraus und reichte ihn weiter an die Erwachsenen, daß auch sie tranken. Allen schmeckte es vortrefflich; denn alle waren hungrig. Und alle wurden satt.

Auf Quellsuche im Urwald.

Bald nach dem Essen kamen Bobbo und Heribert herbei, mit Schild und Schwert und Ger, mit Pfeil und Armbrust bewaffnet, als ob sie auf die Kriegsfahrt wollten. Auch Guddo stand schon bereit, und Raginhard Bärenlöter, Guddos Sohn, schloß sich ihnen an.

„Daß ihr klare Quellen finden und gesund heimkehren möget!“ sprach Frau Irmgard zu den Männern, indem sie ihnen zum Abschied die Hand reichte. Zu Raginhard aber sagte sie: „Und du, Wagehals und Bärenhard, sei nicht allzu trübselig, wenn euch wieder ein solcher Pelzträger begegnet. Deine Mutter sorgt sich um dich.“ „Sei nur nicht bange“, antwortete Raginhard, „wir wollen uns schon wehren.“

Guddo ging mit seinen Begleitern an dem Bache hinauf, der im Tale herabfloß und so helles und klares Wasser hatte. Die Quelle dieses Baches konnte nicht weit sein, und er meinte, daß man von da leichter ins jenseitige Tal gelangen könnte. Den Weg mußten sie sich erst bahnen durch Dickicht und Gestrüpp und Sumpf. Vielleicht hatte noch keines Menschen Fuß diese Wäldnis betreten. Aber der silberne Faden des Baches, in dem sich hier und da die Sonne spiegelte, leitete sie, und nach kurzer Zeit standen sie vor einem Berge auf einer grünen Waldblöße, und aus dem Berge rieselte es silberhell hervor, und in silbernen Streifen lief das Wasser durch's grüne Gras. — „Ei“, rief Heribert verwundert aus, „solch luterer (lauterer, klarer) Wasser habe ich noch nicht gesehen. Hier möchte ich wohnen!“ Guddo und Bobbo aber meinten, es sei zu enge in diesem Tal und nicht Platz genug für Land und Weide.

So schritten sie denn westwärts den Hainberg hinauf bis auf den Kamm, und Guddo zeigte ihnen das weite Tal, das vor ihren Blicken sich ausbreitete. „Seht“, sagte er, „ist das nicht ein lachendes Land? Sonnenschein breitet sich über seine weiten Wadwipfel und spiegelt sich dort unten im See. Weit dehnt es sich hinaus bis an die fernen Berge und hat Platz für alle unsere Sippen und unsere ganze Hundertschaft. Meint

ihr nicht auch, daß dies Land uns gute Wohnung bietet?“ Links von ihnen neigte sich das Gelände und führte sie in einen engen Waldgrund. Bei Schneeschmelze und Regen mochte da wohl Wasser rinne, aber jetzt war die enge Rinne trocken. Die Männer wußten wohl, daß in Kalkbergen nur selten Quellen zu finden seien, wußten aber auch, daß sie am Fuße des Berges dann um so reicher zutage traten. Sie bahnten sich also den Weg im engen Grunde hinunter, bis dahin, wo er sich weitete. Da schimmerte es hell durch den dunkeln Wald; eine Lichtung kündigte sich an. Raginhard eilte voran, kletterte über umgefallene Baumstämme hinweg und benutzte seinen Ger als Sprungstange, um über solche alte Waldriesen, die am Rande der Lichtung lagen, hinwegzuspringen. Auf dem letzten Baumstamm blieb er stehen, sah hinunter auf die Lichtung und rief mit freudigem Erstaunen: „O, was ist das für ein herrlicher Born! Wie ein klares Auge schaut er daher. Kommt schnell und seht ihn!“ Und ehe die drei anderen kamen, sprang Raginhard von seinem Baumstamm herunter, hüpfte durch das hohe Gras bis an den Rand des Brunnens und sah, wie das Wasser von unten aus der Tiefe heraussprang, als kämen lauter Perlen empor, und wie es dann über blankgewaschene weiße Steine hinweglief in eine tiefe Rinne. Grüner Rasen wuchs ringsum den Quell. Raginhard bückte sich, sah in den Born hinein und gewahrte im klaren Wasserspiegel sein eigenes Bild. Durstig vom Laufen und von der Wärme des Tages, lockte es ihn zu trinken; erst schöpfte er vorsichtig mit der Hand und probierte. Wie kühl war das Wasser! Und wie rein und gut schmeckte es! Raginhard legte sich lang auf seinen Leib, hielt den Kopf über den Rand des Brunnens und trank nun mit dem Munde in vollen Zügen vom klaren Waldquell, und sein Spiegelbild im Wasser war ihm so nahe gekommen, daß er beim Trinken seinen eigenen Mund berührte. Jetzt war's genug! Hei, das hatte geschmeckt! Sein Vater und die beiden anderen Gefährten standen jetzt auch am klaren Waldborn. „Ist das ein feines Wasser“, sagte Raginhard voll Freude. „Und in dem Born habe ich mich selbst gesehen, so klar wie noch niemals; es war, als wenn ich in dem Brunnen lebte. Darum soll das mein Brunnen sein, und er soll ‚Raginhardsborn‘*) heißen. Ach, wenn wir doch hier wohnen könnten!“ „Ragin-

*) Heute: Heinsbrunnen, am Hainberge bei Göttingen, aus dem die Wasserleitung der Stadt gespeist wird; noch heute eine prächtige, stimmungsvolle und vielbesuchte Waldstätte, die leider ihren ureigensten Reiz den offenen, teichartigen sagenumwobenen Brunnen, verloren hat, weil bei Anlage der Wasserleitung die Quellen abgefangen und überflutet wurden.

hardsborn!“ wiederholte der Vater, „gut, so wollen wir ihn nennen; aber wohnen werden wir hier nicht können. Seht, hier und dort tritt das harte Kalkgestein hervor, und wenn wir unseren Ger in die Erde rennen, so stoßen wir auf Steine. Zu flach ist hier oben der Boden für unseren Acker und zu steinig. Wir müssen noch weiter hinab ins Tal, näher dem See; auch dort müssen Quellen liegen. Laßt uns nur dem Laufe des Bächleins folgen, das hier aus Raginhardsborn hinabrinnt.“

Immer flacher wurde der Boden; aber immer wilder der Wald. Eichen, Linden, Ahorn, Eschen und Eiben standen im bunten Gemisch. Hoch oben flogen krähende Raben und schreiende Häher; die Holztaube gurrte, und Spechte hämmerten an dürrn Bäumen. Da im Wurzelgewirr einer mächtigen Eiche hatte ein Fuchs seinen Bau; Meister Reinecke verkroch sich, als er die Männer erblickte. Pfade waren durch den Wald getreten von den wilden Tieren. Da gingen die Auerochsen, die Elche und die Hirsche hinab nach dem See, um Wasser zu trinken. Einem dieser Pfade folgten die Männer. Sie kamen hinab ans Seeufer, bis etwa dahin, wo jetzt in Göttingen die Südschule steht.

Weit dehnte sich die Wasserfläche bis hinüber zu den Hügeln von Rosdorf. Die Ufer waren sumpfig und von Hufen der Auerochsen, Elche und anderer Tiere zertreten. Vorsichtig spähten die Männer umher. Dort stand ein Rudel Hirsche mit gewaltigen Geweihen am Waldrande; große Elche mit breiten Schaufelgeweihen gingen weiter in den See hinein, um zu trinken; einer, der sich zu weit vorgewagt hatte, versank im Schlamm und ertrank. Dort lag auch ein verendeter Hirsch; man konnte ihn noch am Geweih erkennen. Aus dem See ragten viele kleine Inseln hervor. Da standen gewaltige Nußbäume und ließen ihre Zweige bis ins Wasser hängen. Fischotter lagen da auf der Lauer, schlüpften ins Wasser und kamen mit ihrer Beute im Maule zurück. Sumpf- und Wasservögel schrien, und drüben hatte der Biber mitten im Wasser kunstvolle Bauten aufgeführt. *)

Die Augen der Männer strahlten vor Jagdlust, als sie das alles sahen. Am liebsten wären sie sogleich dem wilden Gethier nachgegangen; aber Guddo meinte: „Wir dürfen's nicht tun; es wird zu spät; seht, die Sonne ist schon weit über den Mittag hinaus, und wer weiß, wie lange wir noch suchen

*) Von dem See an dieser Stelle zeugen noch heute die gewaltigen **Ries-**lager im Reinetale oberhalb Göttingens, von den Tieren, die da lebten, die Hirsch- und Elchgeweihe, die Varentiefer u. a., die in den Rieschichten **vertheilt** aufgefunden sind und die sich in den Göttinger Sammlungen finden.

müssen“. „Über ein Andenken will ich mir doch mitnehmen“, sagte Bobbo, nahm seinen Bogen von der Schulter, spannte, legte einen Pfeil darauf, hob den Bogen an die Backe und zielte nach oben. „Knack“ ging's; der Pfeil schwirrte in die Luft, und nach wenigen Augenblicken fielen nicht weit von ihnen zwei Wildhühner herab. So gut hatte Bobbos Pfeil getroffen. „Das gibt einen leckeren Braten“, meinte Bobbo, band die erlegten Hühner mit Riedgras an den Füßen zusammen und warf sie über seine Schulter, daß eins vorn und eins hinten herabhing. „Schade, daß wir schon fortmüssen“, sagte Raginhard, „nicht wahr, Vater, wenn wir hier eine gute Quelle finden, so bleiben wir doch?“ „Das denke ich“. Und Bobbo fügte hinzu: „Auch ich werde für mich hier unten am Talrande eine Wohnstätte suchen.“

Am Karsspool.

Noch einmal überschauten die Männer den See, das Sumpfgelände, die zwischen den Inseln hinführenden Wasserstreifen, das Leben und Treiben der Tiere. Dann wandten sie sich um und gingen denselben Wildpfad hinauf, den sie heruntergekommen waren, immer bereit zum Kampfe, falls ihnen ein Auerochse oder sonst ein wildes Tier begegnete. Die Männer kamen wieder an den Bach, der von Raginhardsborn herabfloss, und überschritten ihn.

Eine Quelle hatten sie immer noch nicht gefunden.

Da bemerkte Guddo, daß sich der Waldboden etwas nach Norden zu neige, daß eine flache Talmulde sich vom Berge herabzöge, und daß ein heller Schimmer von dorthier durch den düstern Wald leuchtete. „Dort ist eine Lichtung“, sagte Guddo, „da wird auch eine Quelle sein“. Sie drangen durch's Dickicht bis dahin, wo heute die Obere Karsspüle und die Theaterstraße in Göttingen sich kreuzen.

Guddo hatte sich nicht getäuscht. Am Rande der Waldblöße, die sich weit hinabzog, sprudelte eine Quelle; nicht so groß und stark wie Raginhardsborn, aber ebenso klar und rein. Der Boden unterhalb der Quelle war feucht und sumpfig und pfuhlartig, weil das Wasser sich nicht in einem Bache sammelte, sondern zwischen Gras und einer grünen Decke von Kresse und anderen Wasserpflanzen auseinanderrieselte. Sonst aber war rings fette Weide für das Vieh und Raum zum Lagern für viele. „Hier will ich meine Wohnung aufschlagen“, sagte Guddo ohne langes Besinnen, „der Platz gefällt mir. Hier werde ich fruchtbaren Acker gewinnen für die Saat und reiche Weide für das Vieh und Raum für Haus und Hof und ein großes Gebiet für die Jagd.“

„Aber du hast das Wasser noch gar nicht geprüft“, wandte Raginhard ein. „Ist auch nicht nötig, mein Sohn“, antwortete der Vater. „Siehst du nicht die grüne Karsse (Kresse) auf ihrem zarten Stengel? Sie wächst hier überall im Pool (Pfuhl), und der Rand der Quelle ist ganz grün davon. Die gedeiht nur am gesunden Wasser und auf gesundem Boden. Darum können und wollen wir getrost an diesem Karspool *) uns niederlassen. Was meint ihr dazu, Bobbo und Heribert?“

Bobbo stimmte zu; aber Heribert meinte: „Mir ist es zu weit und zu feucht hier unten; ich möchte lieber an dem Bergwalde wohnen, durch den wir gekommen sind, wie Maffo und Landolf und Ebergott *), die jenseits des Bergwaldes geblieben sind. Wahrlich, die Stätte an der Luteraha *) (an dem lauterer Bach), wo unser Lager ist, die möchte ich mir wählen, daß ich da mein Haus baute.“ „Das wirst du tun können“, erwiderte Guddo, „aber im Rat der Männer müssen wir es erst besprechen“. „Ich würde mich im engen Tale der Luteraha auch nicht gewöhnen können“, meinte Bobbo, „hier am Talrande entlang nach Mitternacht zu müssen noch ebensolche Quellen liegen wie hier; dort werde ich hingehen und meine Siedelstätte suchen; wenn wir nur erst hier am Karspool unser Lager haben“. „Und wie denkt ihr“, fragte nun Guddo, „über das Land in diesem Tale? Werden wir nicht alle bequem Platz darin finden können? Wir brauchen nicht so nahe nebeneinander zu wohnen, daß einer den andern hindert; aber wir können auch leicht zueinander kommen; und der Bergwald ringsum hat vortreffliche Stellen, wo wir Weib und Kind und Vieh verbergen können, wenn einmal Feinde ins Land kommen sollten. Wir können uns freuen, daß wir in dieses Tal gekommen sind. Und nun wollen wir zurückkehren und erzählen, was wir gefunden haben.“

Im Rat der Männer.

Die Männer kamen zurück in ihr Lager, wo sie schon lange erwartet wurden. Guddo ließ die Väter der Familien und alle Männer, die schon wehrhaft und mündig waren, nach der Mitte des Lagers rufen. Nur die Knechte oder Schalken durften nicht mit; sie blieben beim Vieh und beim Feuer. Die Gerufenen kamen schnell und stellten sich im Kreise oder im

*) Karspfüle, d. i. Karspool, Kressenpfuhl, Kressenbrunnen, heißt noch heute die Straße in Göttingen, die sich durch das Gelände der ältesten Besiedelung hinzieht.

**) Mutmaßlich die Namen der Gründer der Dörfer Mackenrode, Landolfshausen und Ebergötzen.

***) Jetzt „Lutter“, Nebenfluß der Leine.

Ringe um Guddo herum und hörten genau zu, wie dieser erzählte und berichtete. „Ich meine also“, sprach er zum Schluß, „wir ziehen morgen von hier weg nach dem Karspool, den wir jenseits des Berges im breiten Talgrunde gefunden haben. Dort schlagen wir auf's neue unser Lager auf; ich baue mir dort mein Haus und bleibe da wohnen; und von da aus suchen wir dann für alle anderen Familien geeignete Siedelstätten, diesseits und jenseits des Seewassers, nach Mittag und nach Mitternacht zu. Seid ihr alle damit einverstanden?“

Einige von den Männern hatten schon öfter Beifall gemurmelt und mit dem Kopfe genickt, und jetzt sagten sie alle: „Ja!“ Untereinander sprachen sie: „Der Guddo ist schon so lange unser Führer und Richter und hat immer das Beste für uns getan; wir können ihm ruhig folgen“. Dann fuhr Guddo fort: „Noch eins, ihr Männer; Heribert möchte nicht mit nach dem Karspool; er möchte gleich hier in diesem Tale sein Haus bauen. Seid ihr auch damit zufrieden?“ Und abermals sagten alle Männer: „Ja!“

Guddo gab noch weitere Befehle, ordnete an, daß die Wachen außerhalb des Lagers richtig ausgestellt würden, nannte die Männer, die Wache halten sollten, und ermahnte sie, ja auf der Hut zu sein, damit Wolf und Bär nicht ins Lager einbrächen und die Herde sich nicht zerstreue. Dann entließ er die Männer, und jeder ging an seine Feuerstelle, sagte, was morgen geschehen solle, und befahl, alles zur Weiterfahrt bereit zu machen.

Der Wanderzug.

Die Sonne ging unter, und die Schatten des Hainbergs fielen schon ins Lager. Die Familien saßen um ihre Feuer und sprachen miteinander. Die Feuer verglommen allmählich; statt ihrer flammten rings im Kreise um das Lager die Wachfeuer auf, um die wilden Tiere abzuschrecken. Bewaffnete Männer wachten dabei die ganze Nacht.

Im Lager aber kramten die Leute noch ihre Töpfe und Krüge und Geräte in den Wagen; Kinder und Frauen kletterten in den Wagen, legten sich auf Kissen und Pfühle und wickelten sich in Felle, Tücher und Decken, um zu schlafen. Die Männer legten sich neben oder unter die Wagen. Und als die Dunkelheit kam, da schliefen alle; nur die Feuer brannten, und die Wächter wachten, und oben wölbte sich der dunkle Nachthimmel über das wandernde Volk, und die Sterne glitzerten vom hohen Himmel herab wie heute.

Schon früh am anderen Morgen, ehe noch die ersten Sonnenstrahlen über den Bergwald ins Lutertal hüpfen, war

es im Lager lebendig. Die Wachtfeuer erloschen; die Wächter und Knechte koppelten das Vieh zusammen. Bei jedem Wagen hatte jedes Glied der familie noch etwas zu tun. Ueber dem neuentsachten Feuer brodelte im Topfe der Morgenbrei, aus Milch und Mehl von der Hand der Hausfrau zusammengerührt. Die Kinder krochen unter dem Wagendache hervor, sprangen im Hemde an den nahen Bach, wuschen sich, kamen wieder, strahlten im Laufen mit den Fingern ihr Haar, warteten des Morgenbrots und des baldigen Ausbruchs. Jeder Familienvater sah nach dem Rechten an seinem Wagen; ob die Radnabe fest, ob die Achse nicht brüchig, ob Schwengel und Stränge heil und ganz; er prüfte, ob alle Vorräte im Wagen und ob alle Gerätschaften am Plage. Auch Guddo sah überall mit prüfendem Auge nach. Jetzt trat er in voller Tracht, wie wir sie gestern bei ihm gesehen, hinter dem Wohnwagen hervor zu Frau Irmgard, die den Kindern und den herbeikommenden Knechten und Mägden das Morgenbrot und den Mehlbrei reichete. „Ist der Herr schon fertig?“ fragte sie. „Der Herr muß immer voraus“, gab Guddo zur Antwort. „Ist's mit der Frau nicht ebenso?“ Frau Irmgard nickte. Dann reichte sie auch ihrem Manne den Holzsteller mit Brei und ein Stück Brot, und er aß es in Eile. „Denn“, sagte er, „ich will erst, ehe wir aufbrechen, mit einigen Knechten eine gute Furt durch Bach und Talgrund suchen, auch, wie wir am besten den Berg anfahren; denn wir können im Tale dieses Baches keinen Weg bahnen; es ist zu eng und brüchig, und seine Ränder sind zu steil. Wir müssen über die Höhe. Sieh dort! Gegen Mitternacht neigt sich der Rücken des Berges, und bevor er steil abfällt zu Tal, hat er eine Sattelstelle, wie der Rücken meines Pferdes. Da müssen wir hinüber, und von oben wirst du das Land schauen, das unsere Heimat werden soll“. „Ich freue mich, sie zu sehen; noch mehr, darin zu wohnen; denn es muß schön sein, wenn man eine bleibende Stätte hat“. „So ist es, Irmgard; und wir wollen uns mit Donars Hilfe eine schöne Heimstatt schaffen. Jetzt aber gehe ich, uns den Weg zu bereiten“. Damit winkte er einigen Knechten, die schon bereit standen. Auch Raginhard wollte mit; aber der Vater hatte einen anderen Auftrag für ihn. „Geh durch's Lager“, sprach er, „und sage: jeder solle ‚fährtig‘ sein auf den halben Mittag“. Und sie waren fertig, d. h. bereit zur Fahrt. Jeder Wagen war bespaßt mit Hausrat, Gerät und Vorrat aller Art, bespannt mit vier oder sechs Zugochsen; neben jedem Joch stand ein Knecht, den Stecken oder die Gerte in der Hand. Die heranwachsenden Knaben und Mädchen neben oder hinter den Wagen

ihrer familie, Kinder, die noch nicht laufen konnten, Schwache und Kranke im Wohnwagen der familie unter dem Zeltdach, jeder familienvater zu Pferde mit Schild und Speer und Kriegskleid neben seiner Wagenreihe.

Guddo kam mit seinen Knechten zurück. Auch er bestieg sein Pferd, das einer der zurückgebliebenen Knechte gesattelt und gezäumt hatte und das er nun seinem Herren vorführte. Guddos Wagen waren die ersten; er selbst hielt mit seinem Pferde an der Spitze dieser Wagenreihe und ritt voran, um als führer und Vorderster den Weg zu weisen. Guddo winkte; Pferde und Ochsen zogen an, und Guddos Wagen kamen mit starkem Ruck in Bewegung. Frau Irmgard saß mit der Großmutter und den kleinen Kindern unter dem Zeltdach ihres Wohnwagens und spähte aus nach dem Wege, den ihr Mann zeigte; jezt fuhren sie mit Gerumpel durch den Bach, und dann ging es schräg den Berg hinan. Raginhard und Gertrud gingen neben ihren Wagen und sahen nach Rad und Achse und ob nichts verloren ginge. Knechte schritten mit Schaufel, Axt und Hebebäumen neben- und hinterher, um den Weg fahrbar zu machen, wenn der Wagen stockte, d. h. vor Stock und Stein und Busch und Baum, die im Wege waren, halten mußte. Hinter Guddos Wagenreihe ließ Bobbo seine Wagen fahren, und er selbst ritt voran. Dahinter kam Ello, dahinter Odo, dahinter Emmo und so fort, eine familie hinter der anderen, daß ein langer Wagenzug langsam den Berg hinaufstoch: Reiter und Zugtiere, Wagen und Begleiter, Viehherden und Hirten in buntem Wechsel, und Jungen und Hunde sprangen lustig neben den Wagen hin und her. Oft mußten Männer und frauen die starken schultern gegen die Räder stemmen, um die Wagen vorwärts zu bringen, während die Knaben Steine hinter die Räder legten, daß die Wagen nicht zurückliefen. Mühsam und gefährlich war die fahrt; denn man mußte gelegentlich auch die wilden Tiere des Waldes abwehren. Siehe, da schlich eben ein fuchs durchs Gebüsch! Aus der ferne scholl das Bellen des Wolfes, und die Hunde antworteten erregt. Als aber Meister Peh, der Bär, die vielen Männer und Waffnen sah, wagte er sich nicht weiter hervor und trottelte brummend tiefer in den Wald.

Der Sattel des Berges war erreicht; die ersten Wagen fuhren bereits die Mulde der Häbese hinab. Jedesmal, wenn ein Wagen auf der Höhe des Berges ankam, hielt er, und die zugehörenden Wanderer blickten hinaus in das weite Land, das sich vor ihren Blicken aufstat. Das also sollte die neue Heimat werden! Ob sie bringen würde, was man von ihr erwartete? Ein Wagen nach dem anderen überfuhr den

Sattel des Hainberges, und die ersten waren bald am Karzpool angekommen. Guddo stieg vom Pferde und ordnete an, wo seine Wagen und die anderen stehen sollten. Und als sie einer nach dem anderen ankamen, ordnete sich alles zu einer großen Wagenburg, und aufs neue wurde ein Lager aufgeschlagen. — In den folgenden Tagen aber ging Guddo mit den anderen Männern seiner Sippschaft aus, um noch andere Siedelstellen zu suchen, und sie fanden geeignete Wohnplätze meist da, wo noch jetzt die Ortschaften im und am breiten Talgrund der Leine liegen, in Weende, Bovenden und Steina, in Holthusen, Ellingehusen und Grone, in Rosdorf und Mengershausen, in Geismar, Jesa und Schneen und an anderen Orten.

* * *

So sind nicht nur in unsere Gegend zur Urzeit unsere Vorfahren eingewandert. Andere Sippen und Hundertschaften kamen in die Gegend von Northeim und Einbeck, Alfeld und Hildesheim; manche hatten schon ihre Wohnstätten gefunden und waren zurückgeblieben; manche zogen über die Leine weiter hinaus nach Westen, an die Weser oder den Westfluß und darüber hinweg weiter nach Westen. So wanderten sie in das Bergland an beiden Seiten der Leine und Weser, in das ganze Land zwischen Harz und Teutoburger Wald. Die Einwanderer nannten sich selbst die Cherusker, das heißt Speer- oder Schwertmänner. In anderen Gegenden unseres Vaterlandes wanderten andere ein, die sich anders nannten, z. B. in unserer Nachbarschaft die Chatten, im Lande der Werra und Fulda. Sie alle sind die Vorfahren unseres deutschen Volkes, und wir nennen sie die alten Deutschen. Aussehen und Tracht, Wanderzug und Art des Lagers war bei ihnen allen fast überein. Was wir uns von der Hundertschaft der Cherusker, die in unsere Gegend einwanderte, erzählten, das gilt also auch von den anderen cheruskischen Hundertschaften.

Ans: Tecklenburg, Bildender Geschichtsunterricht I.

4. Im Dienste Donars.

Erzählung.

Auf Donars Pfad.

Eines Tages hatte Guddo alle seine Sippen aus den benachbarten Höfen um sich versammelt. Es waren da nach dem Karzpool gekommen Fulko von Wenithi, Heribert von Heribertshus, Bobbo von Bobbentun, Ello von Ellinghus, Eberhard von Gronidi, Siegebercht von Rasethorp und andere. dort Bären und Wölfe, Elentiere und Auerochsen; auf steppen=

Und Gaddo sprach: „Wir sind lange auf der Fahrt gewesen und haben keine Stätte gehabt, wo wir Wodan und Freia, Donar und Ostara und den anderen Göttern recht hätten dienen können. Nun haben wir ein gutes Land gefunden, darin zu wohnen, und haben uns Haus und Hof gebaut und uns eine neue Heimat gegründet. Und Donar ist mit uns gewesen und hat uns gesegnet. Wir haben seinen Hammer geworfen bis an Zaun und Ringwall unseres Hofes und bis an die Mark unserer Felder. Auf, nun wollen wir unserm Donar das schuldige Opfer bringen, ihm dienen und sein Fest feiern, damit er unsere Felder segne mit Frucht und unsere Häuser schone, wenn er aus flammendem Bart die feurigen Blitze bläst.“

„Aber wo sollen wir ihm dienen? Wir haben doch noch keine Opferstätte“, meinte Fulko von Wenithi. „Darum habe ich euch gerufen, liebe Sippen, daß wir heute die Stätte aufsuchten, wo Donar unter alten Eichen würdig wohnen kann. Gunthar von Snewidi und Berchtram von Geisaha haben mir berichtet, daß nicht weit von ihren Höfen ein Bühl hoch über die Wälder hervorragt. Eichen rauschen auf der Höhe, und wenn wir Männer dort das Opferfeuer anzünden, dann leuchtet es weithin über den ganzen Gau, und die Frauen und Kinder daheim in den Höfen sehen seinen Schein. So laßt uns denn heute hingehen. Gunthar und Berchtram und die andern Sippen um den Bühl erwarten uns und führen uns durch die Wälder zur Höhe.“

Da zogen die Männer vom Karspool gen Süden, gerüstet mit Speer und Schwert und Axt, als ginge es zu Kampf und Krieg. Wer wußte denn auch, was und wer ihnen unterwegs begegnen würde? Nicht nur Hase und Fuchs, sondern auch Bär und Ur und Wolf! So gingen sie auf den Höhen entlang, damit sie nicht in den Sumpf des Seeufers gerieten, kamen nach Geisaha, wo von oben her die Wasser sich in den See gießen und die Dramme hineingischtet. Und Berchtram von Geisa ging mit ihnen, und sie kamen gen Snewidi, wo Gunthari seinen Hof hatte. Der Bühl, zu dem sie aufsteigen wollten, lag schon lange vor ihnen. Nun hieß es, einen Pfad zum Berge bahnen. Erst ging's durch Gunthars Mark bis zu einem großen Weideplatze, dem Dreisch. Dann standen sie am Hange des Berges. Sie drangen ein in den Wald. Immer steiler, immer mühsamer wurde es; und dann standen sie vor einer Bergwand, so steil und abschüssig, daß sie von hier aus kaum zu erklettern war. Ueber den Männern breiteten knorrige Eichen ihre Zweige; schlanke Eschen hoben sich empor, Linden und Alhorne und Elsbeere, Rüstern und Eiben

mischten sich ein, und an der Felswand empor kletterte Bocksdorn und Haselstrauch. Oben aber über die Waldwipfel ragte mit weißer Stirn das Haupt des Berges, und darüber wölbte sich der Himmel.

Und am Himmel zog dunkles, schwarzes Gewölk herauf. Die Sonne verbarg sich hinter den Wolkenbergen, und drunten im Waldesgrunde, wo die Männer standen, wurde es dämmerig und dunkel, als käme die Nacht. Ein Häher kreischte heiser durch den Wald. Gespenstisch huschte ein rothhaariges Eichhörnchen am Eichenstamm hinauf. Eine ängstliche Stille herrschte im Urwald, und beflommen war den Männern zu Mut; sie standen schweigend und horchten, als warteten sie auf etwas. Da hörten sie von ferne ein dumpfes Grollen. „Stille, ihr Männer“, sprach Guddo, „Donar naht auf rollendem Wagen; er selber wird uns zeigen, wo wir ihm den Opferstein aufrichten sollen.“ Das Grollen kam näher; es wurde zum lauten Donnern. Ein greller Schein zuckte durch den dunklen Wald.

„Er ist da“, sprach Guddo feierlich; „der Donherer erhebt seine Stimme; laßt uns schweigen und sein gedenken! — Gnädig fahre er einher über Haus und Hof, Weib und Kind!“ Dann kam ein gewaltiger Donnerschlag! Krachend rollte es durch den Wald. Sturmwind setzte ein. Regen troff herab. Nechzend bogen sich die Bäume. Blißstrahl zuckte um Blißstrahl, und ein Donner folgte furchtbar krachend dem andern. Es war, als sollten die Wälder zerbrechen und die Berge versinken. Voll Ehrfurcht vor der göttlichen Gewalt standen die Männer schweigend da. Und als sie zum Haupte des Bühls emporblickten, sahen sie einen Feuerchein. Ein Eichbaum stand in Flammen. „Seht ihr?“ sprach Guddo; „Donar hat seinen heiligen Baum besucht und uns selbst die Stätte gewiesen, wo er wohnt. Noch rollt sein Wagen; aber langsam schon ziehen die Böcke Zahnknisterer und Zahnknirscher ihn von dannen; seltener sprühen die Blitze aus des Donnerers feurigem Bart.“

„Wollen wir nicht hinaufsteigen?“ fragte Gunthari von Snewdi. „Wenn Er ganz vorübergerollt und der Himmel wieder in Bläue lacht“, beschied der greise Guddo. Bald geschah's. Dann arbeiteten sich die Männer mühsam durch Dickicht und Dorn den Berg hinauf. Einzelne stiegen sie hintereinander den Hang hinan. Ein Pfad entstand, wo sie gingen. Sie kamen an Bäumen vorbei, die schon früher vom Blißstrahl getroffen. Sie trugen tiefe Spalten; Splintern hingen an ihnen herunter.

„Das sind die Spuren von Donars Hammer“, sprach Gaddo; „hier ist unser Donnergott schon oft vorübergezogen, und wir sind auf seinen Pfaden.“

Opferstein und Opferstätte.

Endlich waren sie oben; sie sahen den brennenden Baum in der Nähe; es war eine gewaltige Eiche, die auf dem Gipfel des Berges stand. „Ehret das heilige Feuer!“ mahnte Gaddo. Sie stellten sich im Ringe um den Baum und betrachteten ihn ehrfürchtig, bis die Flammen erloschen. Dann sprach Gaddo: „Unter dieser Eiche wollen wir Donar dienen. Lasset uns die Stätte bereiten!“ Und sie hieben mit ihren Aexten Gestrüpp und Bäume weg, daß um die Eiche ein freier Platz wurde, rodeten die Wurzeln und ebneten den Boden. Dann holten sie dicke Steine herbei und bauten sie unter den Zweigen der Eiche auf wie einen Herd, auf dem man Feuer anzünden kann. Das war der Opferstein. Rings um den Platz wälzten sie Steine zu einem Ringwall zusammen. So schützten sie die Stätte. Und an den umstehenden Bäumen knickten sie einige Zweige ein. So hegten sie den Hain als eine heilige Stätte.

„Opferstein und Opferplatz sind fertig“, sprach Gaddo; „am Donarstag nach dem nächsten Vollmond wollen wir ihn weihen. Sagt es allen Sippen im Gau, daß sie sich einfinden zu Donars Dienst auf diesem Berge, den wir jetzt nennen Donars Bühl. Und nun lasset uns hinabsteigen auf demselben Pfade, den wir heraufgekommen. Weil er aber zu Donars Stätte führt und von Donar gezeichnet wurde, so nennen wir ihn Donarspfad *).“

Und die Männer gingen den Donarspfad hinab und kamen gegen Abend zu Snewidi an und blieben daselbst zur Nacht auf dem Gehöfte Guntharis.

Die Weihe des Hains.

Der Vollmond kam. Es war im Wunne- oder Weidmond, den wir Mai nennen. Das Vieh ging wieder auf die Weide. Pferde mit ihren Füllen sprangen lustig umher; Rinder gingen im sprießenden Gras; Schafe blöckten auf den Dreischen, und großgehornte Ziegen und Böcke mischten sich unter sie.

Da rüsteten sich die Männer zur Fahrt nach dem Donarsbühl. Von allen Höfen kamen sie heran gen Snewidi. Gun-

*) Der Pfad heißt heute auf den Karten „Teufelsbad“, d. i. „Düwelspad“, Teufelspfad, eine Bezeichnung, die, ähnlich wie in Teufelsstanzel, auf eine vorchristliche Gottheit hinweist, in den meisten Fällen auf Donar.

thar von Snewidi führte sie an seine Herden. Er hatte unter seinen Kindern einen jungen Ochsen von rotbrauner Farbe und schöner Gestalt und unter seiner Ziegenherde einen Bock mit mächtigen Hörnern und langem Bart, ein kräftiges Tier, das seinesgleichen suchte. Zwei Knechte holten die Tiere heraus und führten sie vor Guddo, daß er sie besehe. Die anderen Sippen standen dabei. Da sprach Guddo: „Donar hat deine Herde gesegnet, Gunthari, daß er dir solche Tiere gegeben. Sie sind würdig, als Opfertiere auf Donars Stein zu sterben. Daß du sie hergibst, dafür wird Donar deine Felder und Herden weiter segnen.“ Da kam Gunthars Weib herbei mit ihren Mägden, und sie legten dem jungen Ochsen einen Eichenfranz um den Hals, dem Bock aber einen Kranz von Bocksdorn. So schmückten sie ihre Opfertiere. Und einige Knechte brachten in geflochtenen Käfigen einige Eichhörnchen herbei. „Ich habe sie fangen lassen für das Donarfest“, erklärte Gunthar; „der rothhaarige und rothbärtige Donnergott hat die rothhaarigen Eichhörnchen gern; drum wollen wir das Rote dem Roten darbringen.“ Die Sippen Guddos aus dem weiten Gau geleiteten die geschmückten Opfertiere, die von zwei Knechten geführt wurden, durch Gunthars Felder hinauf zum Walde. Mit vieler Mühe brachten sie die Tiere durch das Dickicht des Urwaldes den Donarspfad hinan. Knechte mit Brot und Bier und Met folgten; sie hatten schwer an den Vorräten zu tragen. Auch aus dem Krauthof und Mistelzweige von alten Bäumen des Waldes waren auch mitgenommen. Langsam ging's den Pfad hinan. Ein alter würdiger Knecht begleitete Guddo als Opferdiener.

Es war Abend geworden, als die Gaugenossen oben ankamen. Milde kam die Nacht des Wunnemonds herauf. In großer, rotgelber Kugel kam der Mond hinter den Bergkuppen hervor. Silbern goß er sein Licht über die schweigenden Wipfel im Tale und ließ es strahlen an Stamm und im Gezweig der Donareiche und auf dem Donarstein unter ihr.

Schweigend trafen die Männer in den Ringwall, der den Platz und die Eiche umgab. Die Knechte führten den befränzten Bock in den Kreis. Wulfo, der Knecht Guddos, der beim Opfer dienen und helfen sollte, trug Holz auf den Opferstein und zündete es an. Mächtig schlugen die Flammen empor, bis ins Gezweig der Eiche, und leuchteten hinaus in die stille Nacht und in das weite Land.

Mitternacht kam heran. Siehe, da trat Guddo vor den Opferstein. Ein langes, weißes Gewand umgab ihn. Auf seinem Haupte trug er einen Mistelkranz. Würdevoll floss ihm Bart und Haar über den weiten Opfermantel. In der

rechten Hand hielt er ein langes, scharfes Messer. Er stand nun da als Priester und sprach feierlich: „Der Mond geht durch die Mitte des Himmelsgewölbes. Es ist Mitte der Nacht, und Donars Tag beginnt. Da ist es Zeit, zu weihen den Baum des Donnerers und seinen Stein und diese Stätte. Tretet heran, ihr Genossen aus dem Gau und ihr Sippen von den Hofstätten, entblößt euer Haupt vor dem, dem Wohnung sein wird dieser Baum, dem wir auf diesem Stein unsere Opfer darbringen, und dem wir an dieser Stelle, als in seinem heiligen Haine, in Dank und Ehrfurcht dienen wollen. Und du, Donar, gewaltiger Donnerer, Spender des fruchtbringenden Regens, Schwinger des segnenden Hammers, dem wir alles verdanken: Ehre und Namen, Eigentum, Wege und Stege in Flur und Wald, Segen in Feldern und Herde, Schutz in Haus und Gehöft, sei auch jetzt mit uns!“ Dann führten Gulto und Berchtram den Opferbock vor den Altar, hielten ihn bändigend an beiden Hörnern, und Guddo schnitt mit scharfem Messer und sicherer Hand ihm durch die Kehle. Wulfo, der Opferdiener, fing das Blut auf in der Opfer- schale und reichte es Guddo, dem Priester. Der tauchte die Finger in das warme Blut des Bockes und besprengte damit den Stamm der Eiche und den Stein und das Feuer und heiligte sie und sprach:

„So laß denn, o Donar,
den besten der Böcke,
das rotste der Rinder
zum Danke dir weih'n!
Das Blut deines Bockes,
der den Wagen dir führet,
beneße den Baum dir,
beneße dein Feuer,
beneße den Stein.“

Und dann nahm er den Hammer Donars, der neben ihm lag, und schlug damit gegen den Eichenstamm und auf den Opfer- stein und warf ihn über die Köpfe der Umstehenden hinweg bis an den Ringwall und sprach:

„Geweih't ist die Stätte,
soweit ich geworfen
den heiligen Hammer.
Im Banne des Donnerers
steht rings hier die Runde.
Was unhold und unrein,
steht' ferne der Stätte.
Wes Fuß sich hier nahe,
er nahe in Andacht!“

So hatte Guddo die Stätte auf dem Bühl mit dem Blute des Bodcs geweiht.

Opfer und Opferfeier.

Während der Zeit hatten die Knechte außerhalb des Opferringes den jungen Stier geschlachtet und brachten nun Fleisch und Blut in einem großen Kessel herbei, dazu Herz und Lunge als die besten Teile des Eingeweides. Wulfo schürte aufs neue den Opferbrand. Dann nahm Guddo Herz und Lunge, machte über ihnen das Hammerzeichen und legte sie zum Verbrennen auf die glühenden Kohlen. In dichten Wolken stieg der Opferrauch zwischen den Zweigen der heiligen Eiche empor, indem Guddo Worte eines Gebets murmelte und andachtsvoll dem aufsteigenden Rauche nachsah. Auch die rothhaarigen Eichhörnchen warfen sie ins Feuer.

Ehrfurchtsvoll und stumm im Kreise
stand die Menge; nur ein Flüstern,
nur ein Schauern in den Bäumen
und der Flamme Sprühn und Knistern.

Nun wurde nun das Feuer des Opferherdes geschürt und der Kessel mit dem Fleische darauf gesetzt. Guddo hatte den Jungstier ebenfalls mit dem Hammerzeichen geweiht, und bald brodelte im tiefen Bauche des Kessels das geweihte Opfermahl. Guddo warf Lauch und Mistel hinein zu Würze und Weihe. Dann schritt Guddo dreimal um den Herd, sprach den Segen und warf Körner vom Bocksdorn in die Lohe, nahm den Hammer wieder zur Hand und spendete dem Sude im Kessel Heil und Kraft. Dann aber sprach er:

„Tretet näher, Gaugenossen!
Eh' ihr hebt die Hand zum Mahle,
Trinkt des Donnergottes Minne
Aus der vollen Opferschale!“

Und Wulfo, der Opferdiener, reichte die mit Met gefüllte Schale her, und Guddo trank und dachte dabei dankbar an Donar. Und dann reichte er die Schale weiter, und alle tranken, und alle dachten voll Ehrfurcht an den gewaltigen Donar, den sie jetzt meinten und minnten.

Als das geschehen, war der ernste Teil der Opferfeier vorüber. Jetzt setzten sich die Männer auf den Ringwall, nahmen Holzteller und Lindenbecher hervor, und der Opferdiener reichte jedem das Fleisch, das Guddo aus dem Opferring nahm, und die Knechte schenkten ein von dem mitgebrachten Met und Bier. Und nun begann ein fröhliches Schmausen und Trinken; Becher klirrten, und fröhlicher Zu-

ruf ertönte. Und Guddo hatte seinen Priestermantel abgelegt und saß nun schmausend und trinkend mit in der Runde der fröhlich feiernden. Lieder ertönten zum Lobe Donars und drangen hinaus zum mondbestrahlten Himmel und hinunter über die stillen weiten Wälder. So saßen sie bei Schmaus und Trunk und Lied die ganze Nacht bis an den Morgen. Ehe sie aber die heilige Stätte verließen, löschten sie das Feuer, befestigten die Köpfe der geopfertten Tiere an den Bäumen, und jeder nahm vom Opferfeuer einen Brand mit nach Hause, um ihn unter seinem Dache zu bewahren. „Denn“, so sprach Guddo, „Donar wird Haus und Hof schonen, wenn ihr seinen Opferbrand im Hause sorglich hütet.“

Als die Männer nach Hause kamen, erzählten sie noch lange von der Opferstätte und der Opferfeier auf dem Donars- oder Bocksühn.

Aus: Tecklenburg, Bildender Geschichtsunterricht I.

5. Sei kummt, Ostara. *)

Donar, wat brust hei hill dorch dat Land,
Njölnier, den bannigen Hamer, to Hand.

Wulken un Wedder, herup! herup!

Minschen un Eer', waft up! waft up!

Sei kummt, Ostara!

Stormwind, de weihet, Regen, dei gütt.

Dorch Wiesen un Felder dat Water flütt.

Sunne werd schienen — um un um licht!

Baldur **), maß du dat Seege tonicht.

Nu kumm, Ostara!

Nu is sei da! Wo geiht sei so sacht!

Lewen, wo driwt et tohöcht ower Nacht!

Kimen un Spreiten, Wassen un Bläuhn,

Garen un Wiese un Wölder sau grün!

Dank ok, Ostara!

*) Ostara, die Göttin, die unsere Vorfahren als Göttin des wiedererwachten Lebens in der Natur, als Frühlingsgöttin, verehrten, galt als die Schwester Donars. Ihr Fest war im Anfang des Frühlings und wurde gefeiert am Tage des ersten Vollmonds nach Frühlingsanfang. Dann brannten die Ostara-Feuer rings auf den Höhen, bei jeder Siedlung. Unser Osterfest hat seinen Namen nach dem Ostara-Fest unserer Vorfahren, und der Brauch, zu diesem Feste Osterfeuer anzuzünden, hat sich an allen Orten des alten Osterlandes bis heute erhalten. Halten wir den Brauch unserer Väter in Ehren! Auch das Essen der Osterfeier geht auf die Ehre der Ostara zurück. Der auf vielen Dörfern unserer Gegend gebräuchliche Name „Paasch“ oder „Paascheier“ ist erst später, in christlicher Zeit, auf gekommen und auf die jüdische Bezeichnung „Passah“, mittelalterlich „Paschen“, zurückzuführen.

**) Frühlingsgott, Gott des Lichts, der Schönheit und der Liebe.

Swölkens, de fleigt, un de Lerk', dei sleit;
 Adebar bohen to Dack wedder steiht;
 Hase, wo löppt he so hill, hufsch, hufsch!
 Seufet de Eier, dei roen, im Busch!
 Bringt se Ostara!

Gau' Melf un Honnig slepet heran!
 Jungens, halloh! Dat Frier sticht an!
 Latet se lüchten von Gau to Gau,
 Lüchten un gräuten rund ümmetau!
 Ostara! Ostara!

Georg Finke.

6. Der wilde Jäger.

Oft bellen die Hunde der Luft in finsterner Nacht auf den Heiden, in Gehölzen, an Kreuzwegen. Der Landmann kennt ihren Führer, den Wod *), und bedauert den Wanderer, der nun noch nicht die Heimat erreicht hat; denn oft ist Wod boshaft, seltener mildtätig. Nur wer mitten im Wege bleibt, dem tut der rauhe Jäger nichts; darum ruft er auch den Reisenden zu: „Midden in den Weg!“

Ein Bauer kam einstmals trunken in der Nacht von der Stadt. Sein Weg führte ihn durch einen Wald. Da hörte er die wilde Jagd und das Getümmel der Hunde und den Zuruf des Jägers in hoher Luft. „Midden in den Weg! midden in den Weg!“ rief eine Stimme; allein er achtete ihrer nicht.

Plötzlich stürzte aus den Wolken nahe vor ihm hin ein langer Mann auf einem Schimmel. „Hast Kräfte“, sprach er; „wir wollen uns beide versuchen. Hier die Kette! fasse sie an; wer kann am stärksten ziehen?“ — Der Bauer faßte beherzt die schwere Kette, und hochauf schwang sich der wilde Jäger. Indes hatte jener sie um eine nahe Eiche geschlungen, und vergeblich zerrte der Jäger. „Hast gewiß das Ende um die Eiche geschlungen?“ fragte der herabsteigende Wod. — „Nein“, versetzte der Bauer, „sieh, so halt' ich es in meinen Händen.“ „Nun, so bist du mein in den Wolken“, rief der Jäger und schwang sich empor. Der Bauer schürzte schnell die Kette wieder um die Eiche, und es gelang dem Wod nicht. „Hast doch die Kette um die Eiche geschlagen!“ sprach der niederstürzende Wod. „Nein“, erwiderte der Bauer, der

*) Das ist Wodan, oder Wuotan, d. i. der Wütende, der Stürmende, der oberste der Götter unserer Vorfahren, der Vater Donars. Sein war der Mittwoch, der in vorchristlicher Zeit „Wodanstag“ hieß, auch „Guonsdag“. An ihn erinnern die vielen Sagen vom „wilden Jäger“ oder vom „wütenden Heer“.

sie eilig wieder losgewickelt hatte, „sieh, so halt' ich sie in meinen Händen“. „Und wärst du schwerer als Blei“, rief der wilde Jäger, „so mußt du hinauf zu mir in die Wolken.“ Blitzschnell ritt er aufwärts, aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bellten, die Wagen rollten, die Rosse wieherten dort oben, die Eiche krachte an den Wurzeln und schien sich seitwärts zu drehen. Dem Bauern ward bange; aber die Eiche stand. „Hast brav gezogen“, sprach der Jäger; „mein wurden schon viele Männer; aber du bist der erste, der mir widerstand. Ich werde dich belohnen“. Laut ging die Jagd an, „Hallo, holla! wohl! wohl!“ Der Bauer schlich seines Weges weiter. Da stürzte aus ungesesehenen Höhen ein Hirsch ächzend vor ihm hin, und Wod war da, sprang vom weißen Roß und zerlegte eiligst das Wild. „Blut sollst du haben“, sprach er zum Bauern, „und ein Hinterteil dazu“. „Herr“, sagte der Bauer, „siehe, dein Knecht hat nicht Eimer noch Topf“. „Zieh den Stiefel aus!“ rief Wod; er tat's. „Nun wandere mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind.“

Die Angst erleichterte anfangs die Last; aber allmählich ward sie schwerer und schwerer; kaum vermochte er sie zu tragen. Mit krummem Rücken, vom Schweiß triefend, erreichte er endlich seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und das Hinterstück ein lederner Beutel voll Silbergeld.

Colshorn.

7. Der Wode.

Den Wode haben viele Leute in den Zwölften*) und namentlich am Weihnachtsabend ziehen sehen. Er reitet ein großes, weißes Roß, ein Jäger zu Fuß und vierundzwanzig wilde Hunde folgen ihm. Wo er durchzieht, da stürzen die Zäune krachend zusammen, und der Weg ebnet sich ihm; gegen Morgen aber richten sie sich wieder auf. Einige Leute behaupten, daß sein Pferd nur drei Beine habe. Er reitet stets gewisse Wege an den Türen der Häuser vorbei und so schnell, daß seine Hunde ihm nicht immer folgen können; man hört sie keuchen und heulen. Bisweilen ist einer liegen geblieben. Man darf in der Weihnachtsnacht keine Wäsche draußen lassen; denn die Hunde zerreißen sie. Man darf auch nicht baden; denn sonst wird eine wilde Jagd daraus. Alle müssen still zu Hause sein; läßt man die Türe offen, so zieht

*) Die zwölf Nächte zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar; es waren das die dem Wodan geweihten Nächte, die wihe nachten, woraus unser Wort „Weihnachten“ und der Name des Weihnachtsfestes hervorgegangen.

der Wode hindurch, und seine Hunde verzehren alles, was im Hause ist.

Einst war der Wode auch in das Haus eines alten Bauern geraten, und die Hunde hatten alles aufgezehrt. Der Alte jammerte und fragte den Wode: „Was bekomme ich für den Schaden, den deine Hunde angerichtet?“ Der Wode antwortete, daß er es bezahlen wolle. Bald nachher kam er mit einem toten Hunde angeschleppt und sagte dem Bauern, er solle den in den Schornstein werfen. Als der Bauer das getan, zersprang der Balg, und es fielen blankte Goldstücke heraus.

8. Der wilde Jäger im Solling.

Vor Zeiten lebte zu Neuhaus*) im Solling ein Oberjägermeister mit Namen Hackelnberg**). Der war ein gar wilder Herr und hatte an nichts größere Lust als an wildem Jagen, an Hussa und Hundegebell in den finstern Forsten. Einst sollte wieder eine große Jagd im Solling stattfinden. Da hatte er in der Nacht vorher einen seltsamen Traum. Ihm träumte, auf der Jagd sei er mit einem wilden Eber in Kampf geraten, und der Eber hätte ihn zu Boden gerissen und mit seinen Hauern getötet. Als er am Morgen erwachte, erzählte er den Traum seiner Frau, und diese bat ihn:

„Ziehe doch dieses Mal nicht mit auf die Jagd! Mir ist bange um dich; darum bleibe daheim um meinetwillen.“ Hackelnberg tat es. Die anderen Jäger aber jagten im Solling nach Herzenslust. Am Abend brachten sie auch einen borstigen Keiler mit heim, der hatte zwei scharfe Hauer. Hackelnberg besah sich das Untier, hob dessen Rüssel empor und sprach höhnisch: „Nun hau, wenn du kannst!“ Und siehe! Indem der Jäger den Kopf des Wildebers wieder zur Erde fallen ließ, traf der eine Hauer das Bein des Jägers und rißte es auf, daß Blut daraus floss. Der rauhe Weidmann achtete anfangs der Wunde nicht; aber sie wurde von Tag zu Tag schlimmer und führte alsbald den Tod herbei. Als der Jäger merkte, daß er nun doch durch den Eber sterben mußte, ward er wild vor Grimm und verfluchte sich selbst und sprach: „Muß ich denn sterben an dieser elenden Wunde, so will ich nicht selig werden; keine Ruhe will ich haben im Grabe; jagen will ich bis an den jüngsten Tag, und begraben will ich sein im Walde am Ort, den euch mein Schimmel zeigt!“

*) Wird auch von Harzburg erzählt (Grimm I, 310).

**) Hackelnberg = Hoilenbernd, berend von bören = heben, tragen, Hoifen = Mantel; Hackelberg also = Mantelträger, d. i. Wodan.

Damit starb er. Allen, die den schrecklichen Fluch gehört hatten, war ein Grauen angekommen. Dennoch wollten sie den letzten Wunsch des wilden Jägers erfüllen, spannten seinen Schimmel vor einen Schlitten — denn es war mitten im Winter —, legten den Leichnam darauf, trieben den Schimmel an und ließen ihn gehen, wohin er wollte. Das treue Tier wußte, wo sein Herr stets am liebsten gewesen war, und zog ihn hinauf an den Moosberg in den dunklen Fichtenwald. Dort machten sie ein Grab und legten ihn hinein. Jede Spur des Grabes wurde verwischt, und bis auf den heutigen Tag hat es niemand gefunden.

Ruhe aber kann der wilde Jäger in seinem einsamen Waldesgrave nicht finden; denn sein Fluch hat sich erfüllt. Alljährlich im Herbst zur Zeit der Jagd steigt er aus seinem Grabe hervor; seine Meute und seine Jagdgesellen scharen sich um ihn, und Hufaruf und Hundegekläff stört die stille Ruhe des Waldes. Die Bäume beginnen zu rauschen, immer lauter, immer stärker, und endlich schüttelt ein tosender Sturmwind ihre hohen Wipfel. Dann stöhnen und seufzen die alten Fichten des Moosberges und beugen sich vor der Gewalt des wilden Jägers. Und ist die wilde Jagd vorüber, dann recken die Fichten wieder ihr Haupt empor, und die Menschen, die den Sturmwind brausen, hörten, sagen: „Häfelberg ist mit seinem wilden Heere vorbeigezogen.“

9. Das wilde Heer am Moosberg.

Wunderbare Geister wohnen
In des Moosbergs dunklen Fichten,
Und in seinen Wipfeln gehen
Wunderbarlich die Geschichten.

Moosbedeckte Steine liegen
Still verschlafen in der Rinde;
Gras und Blumen dringen spärlich
Aus dem moosbewachsenen Grunde.

Am geheimnisvollen Weiher
Auf der moosbestand'nen Höhe
Grafen stille, trinken einsam
Stolze Hirsche, schlankte Rehe.

Wie im Märchen „Dornröschen“
Liegt die Höhe traumbefangen.
Doch! da regt sich's in den Zweigen,
Und der Störer kommt gegangen!

Und die Fichtenkronen rauschen,
Und die Lüfte werden reger,
Und im wilden Sturmesrauschen
Fährt einher der wilde Jäger!

Nun vorüber ist der Wilde.
Ruhenvoll steh'n rings die Fichten.
Und in ihren Wipfeln gehen
Wunderbarlich die Geschichten.

10. Der Zwergkönig Gübich*) im Harz.

Die silbernen Tannzapfen.

Im Harzgebirge, bei dem Städtlein Grund, steht ein hoher Felsen, der heißt der Hübichenstein. Vor alten Zeiten,

* Gübich, Giebig, d. i. der Gebende, der Schenkende, auch Hübich, ist einer der Beinamen Wodans. Hier in der Sage, hat sich also der Göttervater oder König des Himmels, der Herr in Walhalla, in den Zwergkönig verwandelt.

so sagen die Leute, hat sich hier öfters der Gübich sehen lassen. Nämlich tief unter dem Felsen hatten die Zwerge ihre Wohnung, und der Gübich war ihr König. Er war rauh von Haar wie ein Bär und zwerglein; aber er rechte sich zu einem schrecklichen Riesen aus, wenn jemand seinen Hübichenstein bestieg, denn das konnte er nicht leiden. Sonst war er so böß nicht und hat manchen Armen reich und manchen Kranken gesund gemacht, auch sonst manchem in der Not geholfen. Davon erzählten die Leute auch folgende Geschichte:

Vor langen, langen Jahren wohnte in Grund ein Bergmann, der hatte in seiner Stube einen Tannenzapfen stehen von lauterem Silber, so natürlich wie ein gewachsener. Wie er an solchen Schatz gekommen, das ist so zugegangen. Sein Urgroßvater ist auch ein Bergmann gewesen. Der ist einmal krank viele Wochen lang, und es ist teure Zeit; er hat aber sieben lebendige Kinder gehabt; da ist's nun kärglich zugegangen mit dem Brote und mit allem, und er und seine Frau haben fast den Mut verloren. Einmal steht die Frau des Morgens vor der Haustür und denkt: „Sollst nur hingehen und eine Kiepe voll Tannäpfel im Walde sammeln und verkaufen; 's gibt doch etwas.“ Und so macht sie sich auf den Weg. Wie sie auf dem Wege zum Holze ist und denkt über ihr Schicksal nach, da setzt sie sich am Wege nieder und weint und hält die Hände vor's Gesicht. Nach einer Weile denkt sie: „Es kann doch nicht helfen, du mußt aufstehen, sonst müßt ihr betteln gehen.“ Und wie sie eben in die Höhe sieht, da steht vor ihr ein altes Männlein mit eisgrauem Bart und ist ganz wunderlich angetan und hat sie lange betrachtet. Das Männlein ist aber freundlich und spricht zu ihr: „Sage mir nur getrost, was dir fehlt“. Da bekommt sie Mut und klagt ihm ihr Leid. Das Männlein mit dem grauen Bart tröstet sie und sagt: „Willst du gute Tannäpfel haben, so gehe nur nach dem Hübichenstein und fürchte dich nicht!“ bietet ihr einen guten Morgen und geht ins Gebüsch. Die Frau aber geht nach dem Hübichenstein. Da setzt sie nun ihre Kiepe auf den Boden und sucht Tannäpfel. Da fallen ihr die Tannäpfel von allen Seiten zu, rechts und links, von oben und aus allen Büschen heraus. Sie denkt, es hätten sich Buben versteckt am Hübichenstein und wollten sie foppen, und das kleine Männlein hätte schuld daran. Sie hebt also ihre Kiepe wieder auf und flüchtet. Das hätte sie nun freilich nicht nötig gehabt, denn die Tannäpfel fallen alle in die Kiepe; aber wer so betrübt ist, der hat auch nicht auf alles acht. Und so geht sie heim vom Hübichenstein. Aber die Kiepe wird ihr immer schwerer. Das kommt ihr wunder-

lich vor, und wie sie heimkommt und will die Kiepe ausleeren, da fallen lauter silberne Tannäpfel heraus, daß sie ganz starr wird vor Verwunderung. Sie geht schnell zu ihrem Manne in die Stube und erzählt ihm, wie's ihr gegangen ist. Da sagt ihr der Mann, daß sie alles behalten dürfe, und daß der kleine Kerl der Gübich gewesen sei; der hätte auch schon anderen armen Leuten geholfen.

Am anderen Morgen läßt's ihr keine Ruhe. Sie muß erst nach dem Holze gehen; vielleicht, daß sie den Gübich wieder trifft, so will sie sich bei ihm bedanken. Richtig, wie sie wieder an die Stelle kommt, ist wieder das Männlein da mit dem eisgrauen Bart und fragt, ob sie gestern nicht schöne Tannäpfel gefunden hätte. Wie sie aber anfängt, ihm zu danken, und wie sie nun aus aller ihrer Not gerettet wäre, da lacht der Gübich und gibt ihr ein Büschel Kräuter, davon solle sie ihrem Manne einen Trank kochen, so würde er schon gesund werden; und darauf geht er wieder ins Gebüsch am Wege. Die Frau aber geht heim und bereitet den Trank, und von der nämlichen Stunde an wird der Mann gesund, und sie haben noch lange miteinander glücklich gelebt. Das Silber haben sie in die Münze gebracht und haben unermesslichen Reichtum davon gehabt und haben vielen armen Leuten Gutes getan. Aber einen von den Tannäpfeln haben sie zum ewigen Andenken aufgehoben. Das ist der Tannapfel, den der Bergmann in der Stube hat stehen gehabt.

11. Der Bergmönch*) im Harz.

Der Bergmönch ist früher ein Bergmeister gewesen. Der hat solche Freude am Bergbau gehabt, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Berg und Tal und Grube und Schacht umherzufahren und den Bergbau zu beaufsichtigen. Diese Bitte ist ihm gewährt. Er erscheint den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlicht. Wenn er aber böse ist, oder wo er sich unbeachtet glaubt, erscheint er in seiner wahren Gestalt: dann ist er riesengroß und gekleidet wie ein Geschworener; seine Augen sprühen Flammen und sind wie Kutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel und die Flamme dementsprechend groß und

*) Eigentlich wohl Bergmännchen, d. i. Wichtel oder Zwerg. Weil er überall als der Gerechte, der Straßende, aber auch als der Hülfreiche, der Schützende und Gebende auftritt, so ist ein innerer Zusammenhang mit dem Gübich oder Wodan nicht unwahrscheinlich.

hell, seine Beine sind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht tut, gibt er ihm den Rest. — Er tritt manchmal plötzlich aus dem festen Gestein heraus in die Gruben, und das feste Gestein tut sich vor ihm auf; und wenn er drin ist, schließt es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibt.

Der Bergmönch in der Samsel.

Auch in Andreasberg hat sich der Bergmönch sehen lassen. Da war nun einmal ein Bergmann, der arbeitete in der Samsel oder dem großen Samson-Schacht. Es ging ihm aber sehr traurig, und er wußte nicht, wie er seine Frau und Kinder ernähren sollte, und er hatte schon oft an den Bergmönch gedacht. Wie er nun eines Morgens mal wieder einfahren will, sagt er zu seiner Frau: „Wollte Gott, es begegnete mir heute der Bergmönch; dem wollte ich einmal so recht mein Leid klagen“. „Um Gotteswillen, tue das nicht!“ meinte die Frau, „das könnte unverschämt aussehen“. Aber er ließ sich nicht bereden.

Als er nun an den Schacht kommt und mit seiner Grubenlampe einfahren will, steht richtig der Bergmönch da und kommt auf ihn zu und drückt ihm Inselft auf seine Lampe und winkt ihm, daß er anfahren soll. Der Bergmann will ihn zwar anreden; aber der Bergmönch winkt noch einmal, und da gehorcht der Bergmann und geht ruhig an seine Arbeit und ist fleißig den ganzen Tag.

Als er nun am Abend ausfährt, steht der Bergmönch wieder da und drückt ihm einen Knorpel in die Hand und winkt ihm, er solle heimgehen. Da eilt er fort. Während er auf dem Wege ist, wird der Knorpel immer schwerer, und als er endlich nach Hause kommt und den Knorpel bei Licht besieht, ist's ein großes Stück Gold. An dem Inselft aber, das ihm der Bergmönch auf's Grubenlicht gedrückt, hat er Zeitlebens genug gehabt; denn es ist nie weniger geworden.

Die beiden Bergknappen von Clausthal.

Einmal kamen zwei brave Bergknappen von Clausthal, die stets fleißig miteinander arbeiteten, vor Ort und merkten, daß ihr Geleucht nicht viel genug hatte. Was sollten sie dazu tun? Ging das viel vor Ende der Schicht aus, so mußten sie im Dunkeln den Schacht hinauffahren, und das war gefährlich. Wollten sie gleich wieder ausfahren und viel von Haus holen, so bekamen sie es mit dem Steiger zu tun. Noch standen sie ratlos da, als ein Licht

auf sie zukam, das immer größer wurde, und bald erkannten sie einen riesengroßen Mann, der tiefgebückt die Strecke daherschritt. Angst und Schrecken befiel sie, und sie sanken fast in die Knie. Es war der Bergmönch, der jetzt vor ihnen stand. Er richtete sie auf und sprach mit freundlicher Stimme: „Seid ohne Furcht; ich tue euch nichts zuleide!“ Da waren sie von Herzen froh und dankten ihm. Der Bergmönch aber ergriff ihr Gezäh und löste in einer Viertelstunde mehr Erz aus der Bergwand als sie in einer ganzen Woche. „Haltet reinen Mund“, sagte er dann, „und sprecht niemals darüber, daß ihr mich gesehen habt“. Und dann schlug er mit der Faust gegen die Felswand, daß sie sich spaltete und den beiden Knappen eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd, sichtbar wurde. Von dem unerwarteten Glanze ganz geblendet, wandten sie sich ab und vergaßen darüber, ihr Gezäh in die Spalte zu werfen; die wäre dann offen geblieben und hätte ihnen Reichtum und Ehre gebracht. Als sie aber wieder hinsahen, waren Bergmönch und Strecke verschwunden. Einen Gewinn aber hatten sie doch: auch auf ihrem Geleucht wurde das Oel nie alle.

Einmal aber, als sie Sonntags in der Schänke tapfer zechten, plagte sie der Teufel, daß sie die ganze Geschichte erzählten, und als sie am anderen Morgen ihr Grubenlicht zur Hand nahmen, war es trocken, und wollten sie Licht haben, mußten sie von nun an selbst wieder frisches Oel anschütten. Das hatten sie von ihrem Schwagen!

Der arme Bergmann von Clausthal.

In Clausthal war ein Bergmann durch allerlei Unglücksfälle in bittere Armut geraten, so daß er seine zahlreiche Familie kaum ernähren konnte. Mann und Frau waren aber sehr sparsam und sorgten für ihre Kinder. Ging der Mann auf Arbeit in den Schacht, so nahm er nur ein Licht mit, und was er an Geleucht irgend entbehren konnte, das verkaufte seine Frau, damit die Kinder zu leben hätten.

Einst war der Bergmann in stockfinsterner Nacht wieder ohne Licht fortgegangen, hatte sich im Walde verirrt, stand plötzlich vor einem tiefen Graben und konnte den Steg nicht finden. Da leuchtete von fernher ein Licht. Der Bergmann meinte, es sei da ein Kamerad, und rief: „Leuchte mir doch, daß ich den Steg finde!“ Der Gerufene kommt näher. Und siehe! es ist der Bergmönch. Der fragt: „Warum gehst du bei solcher Finsternis ohne Licht?“ Da erzählte ihm der Bergmann sein ganzes Unglück, und der Bergmönch schenkte

ihm ein Stück Unschlitt von seinem eigenen Geleucht und ermahnte ihn, er solle ja niemand sagen, woher er das habe. In derselben Nacht noch trat der Bergmönch in die Stube des Bergmanns. Da saß die Frau noch spät am Spinnrade und spann, daß ihr die Finger weh taten. O, wie erschraf sie, als sie den seltsamen Besuch erblickte! Aber der Bergmönch war gar freundlich gegen sie, lobte ihren Fleiß und schenkte ihr eine schöne neue Spindel. Dann sagte er: „Erzähle ja, ja niemand, wer dir die Spindel gab!“ Und er verschwand. Und der Bergmann und seine Frau taten, wie ihnen der Bergmönch geheiß. Da fehlte es dem Lichte des Bergmanns nie an Oel, und die Frau spann das Garn so fein wie Seide, daß alle Welt darüber staunte und alle Leute bei ihr spinnen ließen. So kam die arme Bergmannsfamilie zu Wohlstand und lebte glücklich und zufrieden manches Jahr.

Einstmals aber ließen sie sich durch Drohungen und Ueberredung doch bewegen, etwas zu sagen. Von Stund' an war es mit ihrem Glück vorbei: des Bergmanns Licht erlosch, und die Frau spann wieder gewöhnliches Garn und mußte auch den Flach noch dazu kaufen.

12. Die hünischen*) Brüder.

Einst hauste ein Riese auf dem hohen Berge der Plesse und einer hoch oben auf der Bramburg bei Adelebsen. Die waren Brüder und konnten einander guten Morgen sagen, obwohl das weite Leinetal zwischen ihnen war und Dörfer und Felder und Berge. Sie lebten auch brüderlich miteinander und vertrugen sich, wie Brüder sollen, und wenn sie Brot backen wollten, so bucken sie ihr Brot immer zusammen in dem Backofen, der auf der Plesse stand. Es war eine Kleinigkeit für den Bramburger Hünen, nach der Plesse hinüberzutreten; mit ein paar Riesenschritten war er drüben.

Jedesmal, wenn Zeit war zum Backen und alles fertig und der Ofen heiß, dann kragte der plessische Hüne einige Mal mit dem Troghaken im Backtroge. Das ging so laut, daß es über Tal und Berge bis nach der Bramburg scholl. Dann nahm der bramburgische Hüne seinen Brotteig auf die

*) Hünen oder Riesen, Zwerge, Wichtelmänner und Kobolde, von denen viele unserer Sagen und Märchen erzählen, sind auch Erinnerungen an die Götter- und Geisterwelt unserer Vorfahren. Darum soll man sie nicht einfach als dumme Geschichten zur Seite werfen, sondern den tieferen, meistens auch sittlichen Sinn in ihnen suchen. Dann erscheinen sie uns wie wertvolle Erbsücke unserer Altvorderen.

Schulter und Berg und Tal zwischen seine Beine, und drüben auf der Plesse konnten die Brote aufgemacht und in den Backofen geschoben werden. Was mögen das für Brote gewesen sein und was für ein Backofen!

Einmal haben die beiden aber doch einen bösen Zank miteinander gehabt, und das hätte dem Bramburger beinahe das Leben gekostet.

Es ist nämlich wieder mal Backenszeit gewesen, und der Bramburger ist gerade dabei, seinen Teig ordentlich durcheinander zu kneten. Da hört er auf einmal ein lautes Krachen. „Ei“, denkt er, „ist es schon so weit? Dann muß ich mich aber ein wenig dranhaltten, sonst wird der Ofen kalt.“ — Schnell ist er fertig, nimmt seinen Berg Teig auf die Schulter, tritt bei Alse auf die Weper und bei Parensen auf die Eieth, und schon steht er vor seinem Bruder auf der Plesse. Der hat aber noch nicht einmal Feuer im Backofen gehabt und fragt ganz verwundert, was der Bruder denn schon wolle. „Backen will ich“, antwortete der Bramburger, „und das Brot einschieben.“ „Oh“, meint der Plesser, „das hat noch Zeit; es ist ja noch nicht einmal Feuer im Ofen.“ „Warum hast du mich denn schon gerufen?“ fragt der Bramburger.

„Ich hätte dich gerufen?“

„Ja, du hast doch im Backtrog gekracht; ich habe es deutlich gehört. Ordentlich eilig habe ich es haben müssen.“

Da fängt der Plesser laut an zu lachen. „Im Backtrog gekracht? Was hast du denn gehört? Es juckte da in meiner Seite, und da habe ich bloß ein bißchen auf meinen Rippen geschabt. Nein, nein, Bruder, das hätte ich nicht gedacht! Meine Rippen ein Backtrog und meine Hand ein Troghaken!“ Und er lacht ganz unbändig. Das verdrießt den Bramburger; die beiden kommen in Streit, werden wütend und handgreiflich, und der Bramburger muß flüchten. In zwei, drei Sähen ist er über das Leinetal hinweg und auf seiner Bramburg in Sicherheit. In seiner Wut aber greift der Plesser nach einem Felsenstück und wirft es hinter ihm her, wirft aber zu kurz, und der Fels fällt bei Alse auf die Weper. Da liegt er noch heute im Felde, und die Abdrücke von den fünf Riesenfingern sind auch noch daran zu erkennen.

13. Die Kniekühlen.

Das sind fünf tiefe Erdlöcher, nicht weit von Peine. Sie sind mit Riedgras überwachsen; aber wer sich hinaufwagen wollte, würde versinken und käme wohl nimmer ans Tageslicht; denn die Löcher sind so tief, daß noch kein Mensch sie

ausgemessen hat. Sie kommen aber auch von einem Riesen her, von dem die Leute noch heutigentags zu erzählen wissen.

Das mag ein Riese gewesen sein! Am Blocksberge suchte er sich von den gewaltigen Steinblöcken, die da umherliegen, einen aus; der war turmhoch, und den packte er auf seine Schultern. Das drückte ihn aber nicht viel. Er marschierte frisch über die Berge und Täler, und weil er am liebsten geradeaus ging, trat er mit weitem Schritt über die Oker und über die anderen Flüsse, die ihm im Wege waren.

Als er jedoch bis Peine gekommen war, ging's nicht recht mehr; denn er hatte die Schuhe voll Sand bekommen. Er packte also den Stein mit der einen Hand ein wenig fester, zog mit der andern den Schuh ab und schüttelte den Sand dahin. Wie das polterte! Da könnten die Menschen wohl tausend Fuder wieder wegfahren, und es bliebe doch noch viel liegen. Ein ganzer Berg war's geworden. Mit dem anderen Schuh ging er noch eine Strecke weiter. Bald mußte er ihn aber auch ausschütten, und es ist wieder nichts Gerings gewesen; denn es stand abermals ein Berg da.

Dem Riesen war's leicht geworden, und er ging trüftig weiter und kam an ein Bächlein, das heißt Schwarzwasser; denn er sieht etwas trüb aus von Morast und Erdöl. Den Bach achtete der Riese für nichts. Aber, o weh! Als er hinüberschritt, fiel er hin, so lang er war, und der Stein von seinen Schultern stürzte ihm über den Kopf hinweg. Das war ein Fall! Zwei Löcher hatten seine Knie in die Erde gedrückt, zwei die Ellenbogen und eins der Kopf.

Das sind die fünf Kuhlen, die noch kein Mensch ergründet hat. Der Stein war einen Büchsenchuß davon niedergefallen, tief in die Erde hinein, und nur die Spitze steht turmhoch hervor. Das ist der Wiesenberg. Von dem hacken die Leute schon Jahr und Tag, brechen hundert und hundert Fuder davon, und doch will er nicht alle werden.

Ernst Quietmeyer.

14. Riesen in unsern Basaltbergen.

Die Riesen von der Grevenburg und der Backenstein.

Auf dem Backenberge bei Güntersen, unweit Dransfeld, liegt ein gewaltiger Felsblock, wohl an die dreißig Fuß hoch. Das ist der Backenstein. Der ist durch Riesenhand dahingekommen, sagen die Leute, vor ganz alten Zeiten, als auf den Basaltfelsen der Grevenburg noch die Riesen wohnten. Da ist einmal die Burgfrau von der Grevenburg nach dem

Bramwalde hinüberggegangen und hat auf der Bramburg am Mesertale einen schönen Kieserling gefunden. Und weil der ihr gefallen, so hat sie ihn mitnehmen wollen nach der Grevenburg und hat ihn vor sich in ihrer Schürze getragen. Als sie unterwegs auf den Backenberg trat, riß das Schürzenband ab, und der Stein fiel auf den Boden. Da ist er liegen geblieben und liegt noch heute da. Die Riesen aber sind längst ausgestorben.

Es wohnten in der Gegend auch noch andere Hünen, auf dem Dransberge, auf der Hünenburg am Offenberge und auf anderen Bergen umher.

Einmal war der Hüne vom Dransberge beim Backenbergshünen auf Besuch gewesen und hatte seinen Hammer liegen lassen. Als er das bemerkt, ruft er vom Dransberge hinüber nach dem Backenberge, und die Burgfrau nimmt den Hammer und wirft ihn hinüber, und das ist doch wohl eine Stunde weit. Bei dem Schwunge, den die Riesin geben mußte, war aber ihr Handschuh am Hammer hängen geblieben. Der fiel bei Imbsen in einen Bach, der nun die Hamschenbefe heißt.

Riesen in der Hünenburg.

Es waren einmal Mädchen in Güntersen, die wollten noch um Mitternacht Blumen holen von der Hünenburg am Offenberge. Weil aber der Berg bewaldet war und dichtes Unterholz trug, Haselsträucher und Dornen und anderes Gestrüpp, so mußten sie sich mühsam den Weg suchen und gerieten dabei an eine Höhle, die durch eine Thür verschlossen war. Zu ihrem Schrecken springt plötzlich die Thür auf; aber sie sind beherzt und gehen hinein. Drinnen ist alles hell erleuchtet. Und sie sehen unmenschlich große Riesen in der Höhle, die haben schwere Keulen in der Hand und bewachen viele Fässer voll Gold. Die Mädchen sind ganz starr. Als aber die Riesen sie umringen wollen, laufen die Mädchen fort. Doch das letzte ist zu langsam, und die zufallende Eisentür schlägt ihr den Hacken ab. An der Verwundung hat das Mädchen sterben müssen.

Die Riesen der Bramburg.

Auf der Bramburg bei Adelesen hatten die Riesen auch eine Burg. Von dem Fegedreck, den die Riesenfrau alle Morgen ausschüttete, ist der Stapelberg zwischen Erbsen und Löttingsen entstanden. Die Hünentochter von der Bramburg ging einmal hinab ins Schwülmetal und fand bei Hettensen

einen Bauersmann, der seinen Acker pflügte. Sie nahm den Bauern, den Pflug und beide Pferde in die Schürze, trug sie hinauf zu ihrer Mutter und fragte: „Was sind das für Erdenwürmchen?“ Sie mußte aber Pflug und Pferde und Bauersmann wieder hinbringen, wo sie sie hergeholt hatte. Auch den Schäferstein, der unter der Bramburg am Wege von Adelebsen nach Uslar liegt, haben die Riesen dahingebracht. Es hat nämlich einmal ein Hüne das Riesenfräulein von der Bramburg zur Frau begehrt. Das Fräulein hat aber erst des Riesen Liebe prüfen wollen und hat verlangt, daß er einen gewaltigen Steinblock auf den gegenüberliegenden Berg trage. Im Tale aber fiel ihm der Stein aus der Hand. Da das gegen die Bedingung war, so hat das Fräulein den Riesen nicht genommen. Der Stein liegt noch heute da als Zeugnis dafür, wie die Liebe eines Riesenfräuleins nur durch eine schwere Arbeit gewonnen werden konnte.

Später soll die Burg der Riesen auf der Bramburg durch ein Erdbeben zerstört sein. Die Basaltsteine, aus denen sie erbaut gewesen, liegen noch heute als Trümmermassen am Berge umher. So sagt man.

15. Riesen tragen eine Kirche.

Zwischen Kreiensen und Calfeld steht mitten im Felde eine Kirche ganz allein, und der fremde Wanderer weiß nicht recht, wohin sie gehört und wie sie dahingekommen. Davon erzählt die Sage:

Vor Alters sind einmal zwei Riesen oder Hünen aus der Gegend von Uslar hergekommen und haben auf einer eisernen Bahre eine ganze Kirche getragen. Die wollten sie vom Solling nach dem Weißen Wasser bei Calfeld tragen. Als sie nun von Moringen herunter bei Hollenstedt an die Leine kommen, halten sie ein wenig; denn die Leine fängt da an, recht tief und breit zu werden, weil ihr die Auhme zufließt. Der Hüne, der hinten ging, war aber blind, und der vordere sagt zu ihm:

„Moak'n betten woie Schrie, hoir is 'ne lütje Rie“.

Und beide traten zu und waren an der anderen Seite der Leine, auch der blinde Hüne, und sie wandern von da ab über Edesheim dem Weißen Wasser zu und setzen da ihre Bahre nieder und sagen: „Hier wollen wir erst ein bißchen rasten“. Als sie sie wieder aufnehmen wollen, zerbricht sie und sinkt in den Boden; die Kirche aber bleibt darauf stehen und ist nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Da mußten die Hünen sie stehen lassen, und sie steht da bis auf den

heutigen Tag und heißt die Weißwasserkirche. Es soll aber früher das Dorf Calfeld bei der Kirche gelegen haben.

16. Riesen-Größe.

Zeichende Riesen.

Auf dem Duttberge bei Wulften am Harz wohnte einst ein Riese und ein anderer auf dem Klingenberge, der anderthalb Stunden davon entfernt liegt. Diese Riesen waren so groß: wenn sie auf ihren Bergen zeigten, stießen sie über das Tal herüber mit ihren Gläsern zusammen an. Dabei ist dem einen einmal sein Glas zerbrochen. Da meinte er, der andere hätte das mit Willen getan, und davon gab es einen heftigen Streit, und zuletzt wurde der eine erschlagen. Noch heute soll an der Stelle, wo der erschlagene Riese liegt, ein Denkmal stehen.

Sandkorn im Schuh.

Am Solling bei Uslar, an dem alten Hohlwege nach Sollingen, liegen ein paar große Feldsteine, sechzehn bis zwanzig Fuß lang und sechs bis acht Zoll dick. Vor undenklichen Jahren gingen zwei Riesen über das Land. Da sagte der eine zum andern: „Es drückt mich etwas im Schuh; es müssen wohl Sandkörnchen sein.“ Damit zog er die Schuhe ab und schüttelte die Steine heraus.

Wie die niedersächsischen Berge entstanden.

Als die Riesen den Brocken bauen wollten, holten sie die Bausteine dazu vom Strande der Nordsee; das kleine Gerümpel packten sie zuunterst, und darüber rollten sie die Felsblöcke. Aber der Boden ihrer Böcke, auf denen sie die Felsen schoben, hielt nicht dicht. Wie sie vom Meer nach der Baustätte fuhren, rieselte der Meereskies und das dünne Steingeröll durch die Ritzen. Und als sie den Brocken fertig hatten, da waren durch den Grand, der unterwegs verlorengegangen war, auch die Weser- und Leineberge entstanden.

Riesen wuschen sich.

Auf dem Barberge bei Dassel, den sie jetzt fälschlich den Burgberg nennen und ist doch keine Spur einer Burg dort zu finden, ragt eine Kuppe hervor, die nennt das Volk den Königsstuhl. Auf diesem Königsstuhl saßen früher die Riesen, wenn sie sich unten in der Ilme die Füße wuschen. Von der Kuppe bis zur Ilme sind's mehr als hundert Fuß.

Südwestlich von Golmbach bei Stadtsoldendorf im Braunschweigischen liegt eine Anhöhe, die Huneburg. Da sollen einst Riesen gewohnt haben. Wenn sie sich einmal in dem Bache waschen wollten, der dort durch die Wiesen fließt, standen sie mit dem einen Fuß auf ihrer Huneburg und mit dem anderen auf dem Weinberge von Amelungsborn. Dann war ihnen das Wasser bequem zur Hand.

17. Der Bauer und die Zwerge.

Nähe bei dem Dorfe Dorste ist der Hütteberg. Da kann man noch die Zwerghöhlen sehen, in denen einst ein Zwergkönig mit seinem Volke gewohnt hat. Die Zwerge waren aber nicht von guter Art und hülfreich, wie viele andere, sondern spielten den Menschen gern Schabernack und böse Streiche. Am liebsten gingen sie heimlich in die Felder und richteten da großen Schaden an.

Nun hatte ein Bauer in der Nähe des Hütteberges ein schönes Erbsenfeld, an dem er seine Freunde hatte. Bald bemerkte er aber, daß die Schoten ausgekrümmt und die Halme zertrümmert waren. Wer mochte das nur tun? Wie er auch aufpaßte, er konnte den Täter nicht entdecken. Da sagte ihm ein alter Bauer, es müßten wohl die Zwerge sein, die das täten; die hätten Wünschelhüte auf, daß man sie nicht sehen könne. Er solle mit seinen Knechten leise auf das Feld gehen und mit langen Ruten immer über die Erbsen hin- und herstreichen; sie schlugen dann wohl einem Zwerg den Hut ab; dann würde der Zwerg sichtbar, und sie könnten ihn fangen. Der Bauer tat, wie ihm gesagt war. Und richtig! Kaum hatten sie mit ihren Ruten angefangen hin- und herzuschlagen, so stand auch schon ein Zwerg sichtbar vor ihnen. Der bat und flehte: „Laß mich doch wieder los! Ich will euch auch einen ganzen Wagen voll Gold geben. Nur muß ich vor Sonnenaufgang wieder in meiner Höhle sein.“ „Wo ist denn deine Höhle?“ fragte der Bauer. Der Zwerg sagte es. Aber der Bauer fürchtend, er könne doch noch betrogen werden, fragte weiter: „Wann geht denn bei euch Zwergen die Sonne auf?“ Da schnitt der Zwerg eine Grimasse, als ob er die Antwort nicht geben wollte. „Dann lasse ich dich nicht los“, sagte der Bauer; und mit saurer Miene gestand der Zwerg, daß bei ihnen die Sonne um Mitternacht mit dem Glockenschlage zwölf aufginge. Nun ließ der Bauer ihn laufen. Er selbst aber spannte seinen Wagen an und fuhr vor

Mitternacht an die bezeichnete Stelle. Als er vor der Höhle angekommen war, hörte er, wie sie drinnen sangen, und gerade wie sie jauchzten:

„Dat is gaut, dat is gaut,
Dat dat Buerken dat nich weit,
Dat de Sunne ümme twölwe upgeiht.“

Nun meldete sich der Bauer und verlangte seinen Wagen voll Gold. Da zeigten sie ihm ein abgehäutetes Pferd. „Das nimm nur mit“, sagten sie, „weiter können wir dir nichts geben.“ Das war dem Bauern sehr ärgerlich, und er schalt auf die lügenhaften Zwerge, wollte aber wenigstens seinem Hunde etwas Fleisch mitnehmen, hieb deshalb von dem toten Pferde ein großes Stück ab und legte es auf den Wagen. Unterwegs schon merkte er, daß seine Pferde immer schwerer zu ziehen hatten; als er aber nach Hause kam, da war das ganze Stück Fleisch ein blanker Klumpen Gold geworden. Auf der Stelle fuhr der Bauer noch einmal hin; aber Höhle und Pferd waren nicht wieder zu finden.

In ähnlicher Form wird die Sage überliefert von der Jettenhöhle bei Hörden und Schwiegershausen; aus Lütthorst, vom Heimkenstein bei Sudershausen; aus Jühnde, vom Sumberge bei Elliehausen; vom Westerberge bei Klein-Lengden.

18. Zwerg Holzrührlein Bonnesführlein.

In den Schwefelhäuser Bergen, zwischen Waake, Landolfs-
hausen und Ebergöhen, sind sonderbare Felsenhöhlen, in denen früher Zwerge wohnten. Da glitzerte es in den Höhlen von eitel Silber, Gold und Edelgestein. Die Höhlen sind aber schon lange, lange leer, und Zwerge und Gold sieht man nicht mehr.

Einmal ist da auch ein Zwerg gewesen, der hat wollen durchaus eines Menschen Tochter zur Frau haben, und die sollte mit ihm in einer der tiefen Höhlen wohnen und sollte es dabei gut haben, und alles Gold und Silber sollte ihr gehören. Aber es war weit und breit kein Menschenkind, das so einen alten, verhäuvelten und häßlichen Zwerg zum Manne nehmen wollte. Das fränkte ihn; denn er war mächtig und wie ein König unter den Zwergen. Da ging er zu einer ganz armen Hirtenochter und dachte, die würde ihn wohl nehmen, und er brachte ihr immer die schönsten Sachen mit von Gold und Silber. Aber das Mädchen wollte ihn auch nicht; denn es mochte einen anderen gern, und wenn der auch nur ein armer Schäfer war, so hatte es ihn doch viel, viel lieber als den alten, häßlichen Zwerg, den

es gar nicht leiden konnte, und die Mutter des Mädchens wollte es auch nicht, daß ihre Tochter einen Zwerg heiraten sollte. Aber der Zwerg tat, als merkte er das gar nicht, und kam immer wieder und brachte immer schönere Sachen mit, und das Mädchen wurde immer betrübter.

Endlich wurde es der Mutter aber doch zu viel, und als der Zwerg eines Tages wieder ins Haus kam und noch schönere Sachen mitbrachte, sagte sie ganz ärgerlich: „Ihr braucht nur gar nicht wiederzukommen; meine Tochter kriegt ihr doch nicht zur Frau“. Der Zwerg blieb jedoch ruhig und sagte ganz gelassen: „Gut; wenn ich das nächste Mal hier bin, und ihr wißt, wie ich heiße, so will ich nie wiederkommen und eure Tochter auch nicht heiraten. Wenn ihr meinen Namen aber nicht wißt, so werde ich kommen und eure Tochter holen und sie mit Gewalt zur Frau nehmen; denn ich habe die Macht dazu.“ Damit ging der Zwerg fort und dachte: „Die sollen schon nicht gewahr werden, wie ich heiße; keiner weiß meinen Namen.“ Und er mußte lachen, wenn er daran dachte, wie nun die Leute nach seinem Namen forschen würden.

Die Mutter hatte aber dem jungen Schäfer schon öfter gesagt, er solle genau achtgeben, woher der Zwerg käme und wohin er ginge. Das hatte der Schäfer auch öfter getan; aber immer war der Zwerg zuletzt plötzlich verschwunden gewesen. Umso mehr paßte der Schäfer auf, auch an diesem Tage, als der Zwerg mit seinem Bescheid aus dem Hirtenhause abziehen mußte. Die Sonne ging gerade unter, da stand der Schäfer mit seiner Herde am Berge und spähte eifrig umher. Siehe! Kommt nicht der Zwerg richtig wieder daher? „Jetzt heißt es aber die Augen aufmachen, daß ich sehe, wo er bleibt.“ Leise und vorsichtig schleicht der Schäfer hinter ihm her. Da tritt der Zwerg an einen großen Felsen, und — weg ist er. „Ei“, denkt der Schäfer, „wieder weg?“ „Nun muß ich's aber wissen, wo er geblieben ist“, und geht dicht an den Felsen heran. Aber nirgends ist ein Eingang zu finden. Schon will der Schäfer traurig umkehren. Da sieht er eine purpurrote Blume am Felsenhang blühen; die hat er noch nie gesehen; die duftet so lieblich und leuchtet wie ein Stern. Das war die Wunderblume. Wer die findet, der hat Glück! Und richtig, der junge Schäfer hatte Glück! Wie er noch so stand, hörte er auf einmal in dem Berge ein Klingen wie von Gold und Silber und dazu ein vernehmliches Singen. Das tat der Zwerg. Und was sang er?

Hier sitz ich,
Gold schnitz ich.

Heiße Holzrührlein Bonnesführlein.
 Ach, wenn das die Mutter wüßt',
 Behielt sie ihr Mägdlein!

Das merkte sich der Schäfer, lief nach dem Hirtenhause und erzählte alles.

Als nun nach ein paar Tagen der Zwerg wirklich wieder ins Hirtenhaus kam, fragte er die Mutter, ob sie denn nun seinen Namen wisse. Da antwortete die Frau ganz kurz: „Ach, wie mögt ihr wohl heißen? Ihr heißt ja Holzrührlein Bonnesführlein!“ Der Zwerg erschrak und stand wie versteinert; dann verschwand er und hat sich auch nie wieder sehen lassen.

Der Schäfer hätte gerne die rote Blume gehabt, die ihm sein Glück gebracht hatte. Wie er aber auch suchte, sie war nicht wiederzufinden. Er hat dann die Hirtentochter geheiratet, und beide sind viele Jahre glücklich miteinander gewesen.

19. Die Zwerghöhle im Heimkefenstein.

Bei Sudershäusen, unweit Nörten, liegt im Walde eine gewaltige Sandsteinscholle. Sie ist in dunkler Urzeit auseinandergebrochen und bildet ein nach Süden offenes Tal. Am östlichen Hange steigt man zu einer Höhle empor, die wohl fünf Meter im Durchmesser hat. Das ist die Zwergen- oder Twarghöhle, und der ganze Felsen heißt der Heimkefenstein.¹⁾ In Kriegszeiten haben die Leute gern ihr Kleinvieh dahin gebracht, um es vor den Feinden zu verstecken. Von den Zwergen, die hier hausten, erzählte eine Sudershäuser Großmutter diese Sage:**)

„Dat is lange her, da sünd da Twarge west. Dichte bi der Twarghöhle was nu en Stücke mit Urften. Da hewwet de Twarge immer inne rümmer plücket; aber eseihn het man se nich. Da is denn de Ackermann mal vor Sonnenupgang hen egahn un het mee 'ne Haselrauen darower hen esihelt un het dabi den Twargen de Newelkappen af esla'n. Da sünd dei sichtbar woren. Sei hewwet nu dem Ackerman 'ne Masse Pärddreck in'n Sack eda'n; damee wollen sei den Schaden weer gaut maken, den sei twüschen den Urften eda'n harren. Aber dä Dumbbart dachte: „Wat fast du mit den Drecke?“ un schüdde sinen Sack ut up'n

¹⁾ Der Zwergstein; denn Heimkefen oder hochdeutsch Heimchen sind Heinkel-männchen oder Zwerge.

**) Siehe Dr. Bruno Crome, „Der Heimkefenstein bei Sudershäusen“ in Tedlenburgs Heimatkalender für 1920.

Weg; blat so en betchen is'r inne hängen eblewen. As hei nun to Huse den Sack in de Ecken smitt, da klimpert et, un dat blanke Gold poltert darut. Hei is nu rasch nah der Stee hen elapen, wo hei den Sack uteschüddet harre. Aber da het hei nits mehr efunnen.

20. Der Zwerg und der Schuster.

In Ballenhausen bei Göttingen lebte vor Zeiten ein Schuster, der ein gutes Herz hatte und gern half. Zu dem Tann eines Tages ein Zwerg und bat um ein Stück Brot. Der Schuster wußte wohl, daß in den Felsenlöchern in dem großen Bodenhäuser Walde bei Ballenhausen viele Zwerge wohnten. Und er sagte zu dem Unterirdischen: „Hest du lütje Düwel denn sau graten Hunger?“ „Ja“, antwortete der Zwerg, „den hebbe ek.“ „Na ja“, sprach der Schuster freundlich, „da hest du en Stücke Brot un en Stümpel Wost. Nu ett deß mant satt; un wenn du noch wat magst, denn segg et mant; denn is af noch mehr da.“ Das ließ sich der Wichtelmann nicht zweimal sagen, und er aß sich ordentlich dick und satt.

Als er weggang, bedankte er sich bei dem Schuster und sagte: „Gaue Mann, dat sall deß dien Sewelang gaut dauhn.“ Und von dem Tage an fand der Schuster jeden Morgen ein Paar Schuhe fertig auf seinem Schusterschemel stehen, ohne daß er selbst einen Schlag oder einen Stich daran getan hatte.

21. Zwerge backen.

Am Westerbarge, hinter Geismar nah Lütjen Lengen tau, giwwt et Löffere, de hetet de Twarglöffere. Da hewwet freuher lütje swarte Twarge inne huset. Dä harren en Füer an emoket und seiten drümmen rüm un koken. Se backen af sülwest öhre Brot, aber sie harren nemmen Backowen. Da setten se denn öhre Nebelfappen up, dat se nemmes seihen konne, un keimen nah Lengen in dat Hus, dat buten vor'n Dörpe steiht, un gingen in dat Backes un backen öhre Brot, un kein Minsche het se mal eseihn. Den andern Morgen aber wußten't de Lüe doch, dat de Twarge da west wören, denn se leiten jümmer ein Brot im Backhuse liggen. Dat soll dat Backegeld sin. Un dat hebbet sei ümmer richtig bezahlt, bet tolest, da fongen de Minschen an, de Twarge tau ärgern. Da sind sei nich weer ekomen.

22. Zwerge segnen den Acker.

Ein Bauer in Elliehausen hatte einen Erbsenacker. Stets wurden ihm da die Schoten abgepflückt, und er konnte nicht dahinterkommen, wer die Diebe eigentlich waren. Eines Tages legte er sich wieder auf die Lauer. Deutlich hörte er, wie es in dem Erbsenfelde raschelte, wie Schoten abgepflückt und die Erbsen gegessen wurden. Und er sah doch niemand. Auf einmal hörte er, wie eine Stimme rief: „Setzt die Kappen ab!“ Und nun sah er, wie es auf seinem Erbsenfelde von lauter Zwergen wimmelte. Schon wollte er ärgerlich dazwischenfahren, da kam einer der Zwerge und sagte: „Wir möchten gern weiterpflücken; was sollen wir dir geben?“ „De Urften sind meck nich feile“, antwortete der Bauer. Als aber der Zwerg so freundlich bat, ging es dem Bauern zu Herzen, und er ließ sich bewegen, eine Summe Geldes anzunehmen. Danach ließ sich wieder eine Stimme vernehmen: „Setzt die Kappen auf!“ Und sogleich waren alle Zwerge wieder unsichtbar. Als aber die Erntezeit kam und der Bauer seine Erbsen ausdreschen ließ, da waren es viel mehr als er jemals auf seinem Acker geerntet hatte. So sehr hatten ihn die Zwerge gesegnet.

23. Die Zwerge vom Sachsenstein.

Im Sachsenstein bei Sachsa am Südharz lebten einst Zwerge. Ihre Wohnungen waren die Zwerglöcher, kleine Höhlen in den weißen Kalkfelsen, die heute noch zu sehen sind; aber die Zwerge sind daraus verschwunden.

Zwerge und Menschen.

Die Alten, die die Zwerge noch gekannt haben, erzählen sich, die Zwerge seien immer munter und guter Dinge gewesen, sie hätten auch Hochzeit gehalten und Kindtaufe gefeiert und dazu Reisbrei gegessen. Dabei ist es denn im Sachsenstein immer lustig hergegangen, und die Musik ist weit aus den Zwerglöchern herausgeklungen. Das hörte einst ein Schäfer, der in der Nähe seine Schafe hütete, und er dachte: „Sollst doch mal näher gehen, ob du nicht einen von den Wichten zu sehen kriegst.“ Und er räumte mit seinem Schäferhaken vor den Zwerglöchern fein säuberlich auf. Das haben die Zwerge gesehen, und er hat sie gesehen, auch alle die Zwergmusikanten. Und die Zwerge haben den Schäfer eingeladen, auch bei ihrem Feste zu sein. Das hat

er sich nicht zweimal sagen lassen und hat sich zu ihnen gesetzt. Er ist auch unverfehrt wieder aus dem Sachsenstein wieder herausgekommen. — Die Zwerge sind auch oft zu den Menschen gegangen und bei Hochzeiten und Kindtaufen erschienen. Trippelnd kamen sie heran, setzten sich an den Tisch und wurden nicht gesehen; denn sie hatten ihre Tarnkappen auf. Ein Stückchen nach dem andern verschwand vom Braten und Kuchen, und die Hochzeitsleute nickten einander zu und sagten: „Die guten Zwerge!“ Dafür waren die Zwerge aber auch dankbar und verrichteten für die Menschen manche Arbeiten. Für die Bauleute, die ihnen Brot gaben, brachen sie sogar Wagen voll Steine aus dem Sachsenstein los.

Auszug und Dank.

Mit der Zeit aber waren die Menschen nicht mehr so duldzaam gegen die Zwerge. Die Frauen sagten: Die Zwerge stehlen uns unsere hübschen Kinder aus der Wiege und legen uns dafür häßliche Wechselbälge hinein“. Das verdroß die Zwerge. Einmal sollen sie auch in Walkenried und Sachsa haufenweise in die Bäckerläden gekommen sein und Brote gestohlen haben. Da buken die Bäcker Kümmel in das Brot. Das konnten die Zwerge nicht vertragen und wurden krank davon. Nun beschloffen die Zwerge, vom Sachsenstein auszuwandern. Mit voller Musik zogen sie in Sachsa ein und versammelten sich vor dem Rathause. Sie meinten aber doch, daß sie den Leuten von Sachsa Dank schuldig seien für so mancherlei Gutes, das die Zwerge von ihnen empfangen. Und die Wichte fragten: „Wollt ihr ein ewiges Bergwerk haben oder von jedem von uns einen Pfennig?“ Da antworteten die Leute zu Sachsa: „Von jedem einen Pfennig.“ Es wurde nun ein leeres Scheffelmaß auf dem Markte vor's Rathaus hingestellt. In langer Reihe zogen die Zwerge vorbei und jeder warf kling, kling seinen Pfennig in das Scheffelmaß. Seit dieser Zeit hat man keinen Zwerg wieder in Sachsa gesehen.

24. Das stille Volk zur Plesse.

Auf dem Bergschloß Plesse bei Göttingen sind im Felsen mancherlei Quellen, Brunnen, Schluchten und Höhlen, wo der Sage nach Zwerge wohnen und hausen sollen, die man das stille Volk nennt. Sie sind schweigsam und guttätig, dienen den Menschen gern, die ihnen gefallen. Geschieht ihnen ein Leid an, lassen sie ihren Zorn doch nicht an Menschen

aus, sondern rächen sich am Vieh, das sie plagen. Eigentlich hat dies unterirdische Geschlecht keine Gemeinschaft mit den Menschen und treibt inwendig sein Wesen, da hat es Stuben und Gemächer voll Gold und Edelgestein. Steht ihm je etwas oben auf dem Erdboden zu verrichten, so wird das Geschäft nicht am Tage, sondern bei Nacht vorgenommen. Dies Bergvölk ist von Fleisch und Bein, wie andere Menschen, zeugt Kinder und stirbt; allein es hat die Gabe, sich unsichtbar zu machen und durch Fels und Mauer ebenso leicht zu gehen als wir durch die Luft. Zuweilen erscheinen sie den Menschen, führen sie mit in die Kluft und beschenken sie, wenn sie ihnen gefallen, mit kostbaren Sachen. Brüder Grimm.

25. Die Mühlenzwerge.

In einer Mühle im Hildesheimischen trieben die Zwerge einstmals eine heillose Wirtschaft, so daß der Müller nicht weiterkommen konnte. Des Nachts kamen sie in die Mühle, jagten und balgten sich, machten einen Lärm, der das Klappern der Mühle und das Brausen der Räder überbot, neckten die Knechte, rissen die Säcke auf und streuten Korn und Mehl umher, daß sie durch Dampf und Staub einander selbst nicht sehen konnten. Hatte der Knecht den Mahlkasten eben vollgeschüttet und nickte ein bißchen ein, flugs klingelte das Glöcklein, und wenn der Knecht auffuhr und nachsah, so war das Korn noch nicht halb durchgelaufen. So hörten die Knechte denn die Glocke klingen und dachten: „Das ist wieder ein Schabernack“, und gingen nicht hin, um Korn aufzuschütten, und die Steine rieben sich selbst ab. Die ewigen Pöffen wurden dem Müller zu bunt, und er ließ deshalb Korn und Mehl in eine Scheuer bringen und glaubte nun sicher zu sein. Aber jawohl! Am ersten Morgen lag Korn und Mehl auch in der Scheuer durcheinander, und so wurde, weil die neue Einrichtung auch nichts half, alles wieder in den alten Stand gebracht; die Zwerge spektakelten nach wie vor wieder in der Mühle, und der Müller mußte sich in Geduld schicken.

Da kamen eines Abends Bärenzieher zu dem einsamen Hause und baten um ein Nachtlager. Der Müller bewilligte ihnen die Bitte, und die Bärenführer legten sich, weil gerade kein besserer Platz vorhanden war, mit ihren Bären in der Mühle nieder. In der Nacht kamen die Zwerge wieder, jagten und balgten sich, streuten Mehl, Korn und Säcke umher, sprangen auf die Bären und wälzten sich vor Wälstagen. Aber sie kamen schön an. Die Bären ließen sich das Springen mal gefallen; aber als es nicht nachließ,

schnappten sie ein paar von den kleinen Kerlen und schluckten sie hinunter. Da konnten die anderen Beine machen, und im Umsehen waren sie zur Mühle hinaus.

Lange Zeit ließ sich kein Zwerg wieder spüren; aber nachher kam einstmals solch ein kleiner Kerl wieder und steckte den Kopf in die Thür und fragte, ob sie noch von den Katzen hätten. „Von den Katzen?“ fragte der Müller, „o ja, die habe ich noch; wollt ihr eine abhaben?“ „Ja nicht!“ rief der Zwerg, lief davon, und seitdem war die Mühle von den Ruhestörern befreit.

Karl Seifart.

26. Das Weingartenloch bei Osterhagen.

Nicht weit von der Burg Scharzfels liegt bei dem Dorfe Osterhagen eine seltsame Höhle; das ist das Weingartenloch. Daraus rinnt ein Wasser, das sie die Ruma nennen. Die Leute erzählen, im Weingartenloch seien große Schätze verborgen; aber es sei kein Kinderspiel, sie zu erlangen. Berggeister, Zwerge und Bergmönche gingen in der Höhle um; seltsame Stimmen erklangen, und die Metalle redeten. Wer in die Höhle ginge, könne den Rückweg nicht finden, oder er habe sonst ein Unglück. Einmal ist ein Mann aus Einbeck in die Höhle gegangen und hat gedacht, einen guten Fang zu tun. Er hat sich mit allem versehen gehabt, hat auch Gefährten aus Lauterberg mitgebracht und ist hineingefrochen. Und siehe, da ist er in einem Gange festgehalten und hat nicht vorwärts und nicht rückwärts können. Bergleute sind gekommen, haben gehackt und geschaufelt; aber es wollte nicht glücken, und als es endlich gelang, war der Mann tot. Da hat es keiner wieder gewagt.

Das Wasser, das aus dem Weingartenloch hervorquillt, füllt einen kleinen See; das ist der Nixenteich, und dicht dabei liegt ein Gehöft; das ist die Nixe. Die beiden haben ihren Namen nach einer Nixe, die in uralten Zeiten hier gewohnt haben soll, dann aber in die Höhle verbannt wurde. Die Nixe hatte einen Jüngling lieb, der war der Sohn eines gewaltigen Bergriesen; der war grimmig und ungeschlacht und mochte die Nixen und ihr Geschlecht nicht leiden. Als er nun dahinter kam, daß sein Sohn und die Nixe sich gern mochten und beim Nixenteich oft sich trafen, ward er zornig und sagte, die Nixe hätte seinen Sohn betört und bezaubert, und er verbannte sie dann in das Weingartenloch. Auch sie kann aus der Höhle nicht wieder heraus. Wenn sie es aber versucht, sich zu befreien, so strengt sie sich so an, daß ihr das Blut aus der Haut springt; das mischt sich dann mit

dem Wasser der Ruma, das aus dem Weingartenloch quillt, und manche Leute haben das blutrote Wasser gesehen.

27. Hermanns Heimkehr aus Rom.

Erzählung.

Hermann, der Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, kehrte heim von Rom.

Lange war er dort gewesen mit seinem Bruder Flavius, um Rom und römisches Wesen kennen und sein eigenes germanisches Wesen verachten zu lernen. Flavius hatte sich durch die Pracht der Stadt Rom und durch die gleißenden Reden der Römer betören lassen, war dort geblieben und ein Freund der Römer geworden. Aber Hermann hatte genug von Rom und den Römern; er hatte sie durchschaut und wußte nun, was seinen Cheruskern not tat. Darum zog es ihn heimwärts, dorthin, wo zwischen Harz und Osning die Cheruskischen Wälder rauschten.

Wie freute er sich, als er seine heimatlichen Berge im Harz und Weserlande wieder sah! Und wie erst, als er endlich nach langem Reiten an die Innerste kam und den Ringwall seines väterlichen Gehöftes erblickte! Schützend reckten mächtige Eichenbäume ihr Geäst über das warme Schilfdach des Vaterhauses, über die nebenliegenden Speicher und Katen und über das Pfahlwerk des Zaunes. Auf den Weiden am Flußufer gingen Rinder und Pferde und Schafe. Das waren seine Herden! Und der Wald auf den umliegenden Höhen, das war sein Wald! Da durfte er frei jagen nach Herzenslust, und kein Römer hatte ihm etwas zu sagen. Hei, das war doch etwas ganz anderes als alle Palmen und Pinien Italiens und alle Marmorporäste Roms und aller Goldglanz der Römer!

Jetzt schlugen die Hunde an. Der stattliche Reiter in römischer Kriegstracht und der Toga darüber hielt am Hofstor. Aus mächtigen Eichenbalken war es gezimmert und durch eine starke Tür aus Eichenbohlen geschlossen. Ein Knecht öffnete es. Hunde sprangen bellend heran, und der greise Segimer, Hermanns Vater, kam herbei, um den vermeintlichen römischen Offizier zu begrüßen. Siehe, da war es sein Sohn.

Welche Freude!

Hermann sprang vom Pferde, begrüßte und umarmte den alten Vater, begrüßte auch freundlich die Knechte und Mägde des Hofes, die erfreut und neugierig herantraten, um den jungen Herrn zu sehen. Dann führte der Vater den

Sohn in die Halle des Hauses, um ihn auch da feierlich über dem Herdkessel zu begrüßen und willkommen zu heißen. Freude herrschte auf Segimers Hofe über die Heimkehr Hermanns. Daß aber der Bruder, den die Römer Flavius nannten, nicht mitgekommen war, konnten die meisten Hofleute nicht begreifen, und den greisen Segimer betrückte es.

Abends am Herdfeuer erzählte Hermann von Rom und den Römern. Dann durften alle Hausgenossen kommen und zuhören, und mit Staunen und Verwundern hörten sie von der fremden Welt.

Wenn aber die anderen alle zur Ruhe gegangen waren, dann saßen Vater und Sohn noch lange allein am glimmenden Herdfeuer und redeten miteinander. Sie sprachen von der Noth der Heimat und des Vaterlandes und von den Gefahren, die durch die Römer ins Cheruskerland gekommen und die von Jahr zu Jahr größer würden. „Glaub' nur, Vater“, sprach Hermann, „wenn wir es weiter so gehen lassen, dann sind wir in wenigen Jahren unterdrückt, und es gibt keinen freien Cherusker mehr; dann sind die Römer auch bei uns die Herren im Lande. Sind sie es nicht schon lange am Rhein, bei den Sigambren und im Lande der Chatten? So wollen sie es auch bei uns machen. Der Friede, den Tiberius mit uns geschlossen hat, der ist unser Verderben. Der schläfert uns ein; der hat unsern Nachbar Segestes zum Römerfreunde gemacht; der hat dir den Sohn und mir den Bruder verlockt. O, der Tiberius mit seiner Freundlichkeit, der ist unser schlimmster Feind!“

„Ich sehe noch größere Gefahren, mein Sohn“, fuhr Segimer fort. „Weil wir Cherusker Frieden mit Tiberius haben, so konnte er ungestört die Chauken an der unteren Weser unterwerfen und die Langobarden an der Elbe. So sind denn rings um uns die Römer die Herren: im Süden, im Westen, im Norden. Und wir Cherusker im Weserland zwischen Harz und Osning, auch wir werden ihnen erliegen, wenn wir uns nicht aufraffen, ehe es zu spät ist. Und ich fürchte, es ist schon zu spät.“

„Nein, Vater, es darf nicht zu spät sein!“

„Ja, wenn ich noch jung wäre, wie du, Hermann!“

„Braucht man nur jung zu sein, Vater, so bin ich's ja, und ich trete an deine Stelle; sonst wäre ich nicht wert, dein Sohn zu heißen.“

Da ergriff Segimer seines Sohnes Hand und sprach feierlich: „So hab' ich's vom Sohne Segimers erwartet; Hermann, du wirst im Kampfe um die Freiheit der Führer deines Volkes sein, und ich will bei dir stehen mit meinem

Rat, so lange mich Wodan, der Allwaltende, noch am Leben läßt. Und mein erster und wichtigster Rat ist der: niemand darf merken, daß wir im Herzen Feinde der Römer sind; sie müssen uns auch ferner für ihre Freunde halten. Und besonders du, Hermann, mußt dich meistern und immer nach außen als bester Römerfreund erscheinen; denn auf dich, den Kaiser Augustus zum römischen Offizier und Ritter gemacht hat, werden sie doppelt acht haben."

"Das werden sie; aber ich werde mich zu halten wissen. Ich habe in Rom die Falschheit und Arglist der Römer gesehen; ich weiß, wie sie unsere arglosen und gütgläubigen Brüder mit schönen Worten in ihre Neze locken und sie nachher mit Ruten peitschen. Mit ihren eigenen Waffen müssen wir sie bekämpfen. List gegen List! Schlantheit gegen Schlantheit! Auch wir müssen sie durch Freundlichkeit täuschen und sicher machen. So nur werden wir sie in unsere Falle locken, so nur sie besiegen, niemals auf geradem Wege durch unseren Heerbann allein; denn sie sind mächtiger als wir, und wir sind uneinig und zersplittert obendrein."

"Und was schlimmer ist, Hermann, unsere Landsleute lassen sich durch Geschenke und Freundlichkeit und eigenen Vorteil nur zu leicht betören. Das weiß niemand besser als Saturnius, der jetzt das römische Heer am Rhein befehligt. Mit welcher Milde und Leutseligkeit behandelt er die deutschen Bundesgenossen! Ja, er achtet sie. Und das ist gefährlicher als alles andere. Immer mehr schläfert er die Arglosen ein; sie sehen in den Römern ihre Beglückter und ordnen sich ihnen freiwillig unter. Immer mehr Chatten, Cherusker, Marsen und andere treten als Söldner in römischen Heerdienst, und schon soll der Kaiser Augustus eine ganze Leibwache haben aus Söhnen germanischen Blutes."

"Ich habe sie gesehen", sprach Hermann, „lauter hochgewachsene, blonde Söhne unserer nordischen Heimatlande. Eine Lust, sie anzusehen! Ach, und alle im Knechtsdienst der Römer! Es schnitt mir durch's Herz. Seit jenem Tage sah ich deutlich die Gefahr, die uns droht: Cherusker, Chatten und Chauken und alle die anderen werden zu Römern, und mit ihnen wird man ihre eigenen Völker bezwingen. Genauer nur beobachtete ich nun alle Einrichtungen der Römer, und genauer erlernte ich alle ihre Kriegskünste. Ich fühlte, daß ich sie einmal brauchen würde, und nicht umsonst habe ich einige Kriegszüge gegen die Barbaren, wie sie uns gern nennen, mitgemacht. O, Vater, von Tag zu Tag wurde ich nach außen ein immer besserer Römer, inwendig aber ein immer besserer Cherusker. So fein lernte ich die römische

Kunst der Verstellung, daß niemand etwas merkte, selbst Bruder flavus nicht."

"So klug und vorsichtig werden wir auch hier sein müssen, oder unsere ganze Sache und wir selbst sind verloren. Es ist ja schlimm und schwer, daß wir mit zwei Zungen zu reden haben; aber das muß nun unsere Pflicht sein unseres Volkes wegen. Schwerer noch wird es sein, schweigsame Bundesgenossen zu gewinnen."

"Wie ist es mit unserem Nachbar, dem Fürsten Segestes?" fragte Hermann; "ist er noch immer der alte Römerfreund?"

"Vor dem hüte dich! Er ist der Römer bester Freund. Römer gehen bei ihm ein und aus wie bei ihresgleichen. Er selber ist oft zu Gast beim Statthalter. Ihm ist es nicht um unsere Freiheit und Selbständigkeit zu tun, sondern um seine Ehre und seinen Vorteil."

"Aber, Vater?"

"Ich sage dir, er würde uns und unser ganzes Volk verraten, wenn es ihm und den Römern nützlich wäre."

"Und seine Tochter Thusnelda?"

"Segen über sie!" antwortete Segimer warmen Herzens; "sie wandelt nicht auf den Wegen ihres Vaters; sie ist treu ihrem cheruskischen Volke und eine Feindin der Römer". Das hörte Hermann gern; denn er hatte Thusnelda lieb, und er fragte weiter: "Wie verhält sich denn der Vater dazu?" "Er ist böse auf seine Tochter und würde sie am liebsten einem vornehmen Römer zum Weibe geben. Aber das darf nicht geschehen." "Und wird nicht geschehen!" fügte Hermann mit fester Stimme hinzu. —

So und ähnlich redeten Vater und Sohn miteinander, wenn sie allein am Herdfeuer saßen.

Bald fanden sich zuverlässige Freunde ein in dem Gehöft an der Innerste. In aller Stille schlossen sie mit Hermann und Segimer einen geheimen Bund. Sie versprachen einander, alles zu tun, was nötig sei, um Hof und Heimat, Volk und Vaterland vom Joche der Fremden zu befreien. Eins aber sagte Segimer immer wieder zu den Bundesgenossen: "Wir müssen den römischen Feldherrn mit seinem ganzen Heere in unser Land locken, und sie müssen meinen, sie wären in freundesland. Dann erst können wir sie besiegen. Denn niemand kann leichter unterdrückt werden, als wer nichts fürchtet, und Sicherheit ist am häufigsten der Anfang des Verderbens."

Aus Tellenburg, Bildender Geschichtsunterricht I.

28. Cherusker und Chatten.

Unter cheruskischer Führung waren die Römer aus unserem Vaterlande vertrieben, und Hermann, der Cherusker, wird noch immer als der Befreier Deutschlands gepriesen. So waren die Cherusker wegen ihrer Kriegstüchtigkeit angesehen unter allen deutschen Völkerschaften, und sie blieben kriegstüchtig, so lange sie nicht nur gegen die Römer, sondern auch gegen andere gefährliche Nachbarn auf der Hut sein mußten. Zu ihren gefährlichsten Nachbarn gehörten die Chatten an Werra und Fulda, im heutigen Hessenlande. „Dieser Stamm ragt hervor durch größere Abhärtung, gedrungenen Gliederbau, drohenden Blick und lebhaften Mut“, sagt der römische Geschichtschreiber Tacitus von ihnen. Auch rühmt er ihre Klugheit und Gewandtheit. Der chattische Jüngling ließ sich Bart und Haupthaar so lange wachsen, bis er einen Feind erschlagen hatte. Als nun nach der Vertreibung der Römer eine lange Friedenszeit eintrat, ließen die Cherusker nach in ihrem kriegerischen Eifer, so daß Tacitus von ihnen sagt: „Die Cherusker haben lange Zeit ungestört in allzutiefem, erschaffendem Friedenschlummer gelegen, was mehr Bequemlichkeit als Sicherheit gewährt, denn träge Ruhe zwischen übermütigen und gewaltthätigen Nachbarn ist sicherlich vom Uebel. Wo die Entscheidung in der Faust liegt, sind Mäßigkeit und Ehrlichkeit Titel des Stärkeren. So heißen die Cherusker, die man einst brav, rechtlich und tüchtig nannte, jetzt Weichlinge und Narren.“ Es war um's Jahr 100 n. Chr., als der Römer dies von unseren cheruskischen Vorfahren berichtete. Die Nachlässigkeit der Cherusker wurde von den Chatten benußt. Sie drangen über die Werra herein in's Land an der oberen Elbe, überwandern die Bewohner und siedelten sich im Cheruskerlande an. Mit ihnen ist manche Eigentümlichkeit in Sitte und Brauch, Tracht und Kleidung, Bauart der Häuser ins südliche Cheruskerland gekommen.

29. Die Einwanderung der Sachsen.

(Volksage aus der Zeit um 900 nach Christi.)

Die Sachsen oder Sassen saßen ursprünglich nördlich der Elbe, im heutigen Schleswig-Holstein. Sie sind aber ausgewandert, ein Teil nach dem heutigen Eng'land, ein Teil nach Süden, ins Land zwischen Weser und Elbe, ins heutige Niedersachsen. Davon erzählt die Volksage also:

Das wissen wir gewiß, daß die Sachsen zu Schiff angekommen und in Hadeln an der Elbmündung ans Land

gestiegen sind. Die Bewohner des Landes wollten das natürlich nicht haben und wehrten sich. Dennoch behielten die Sachsen den Hasen und wollten nicht weichen. Nach langen Kämpfen vertrugen sie sich endlich, und es wurde ausgemacht, daß die Sachsen frei ins Land kommen und ein- und verkaufen könnten; alles Plünderns, Mordens und Raubens sollten sie sich aber enthalten. Das ging eine Zeillang gut. Dann aber wußten die Sachsen auf ihren Schiffen kaum noch, was sie kaufen und verkaufen sollten, und hielten den ganzen Frieden für unnütz. Am liebsten wären sie wieder raubend ins Land eingedrungen.

Da geschah es, daß ein junger Sachse sich goldene Spangen und Ketten um Arm und Hals legte und so geschmückt von den Schiffen ans Land ging. Und es begegnete ihm einer, der sprach: „Wozu die Menge Goldes um deinen hungrigen Hals?“ Der Sachse antwortete: „Ich suche einen Käufer. Was nützt mir das Gold, wenn ich verhungern muß?“ „Was soll es kosten?“ erkundigte sich der andere. „Mir gleichgültig“, sprach der Sachse, „was du mir gibst, nehme ich an mit Freuden.“

„Wenn ich dir nun die Tasche mit diesem Staube fülle?“

„Gut“, sagt der Sachse, öffnet seine Tasche, empfängt die ganze Tasche voll Staub, gibt sein Gold ab und kehrt freudig zu den Seinen zurück.

Die waren jedoch anderer Meinung, machten ihm Vorwürfe, lachten ihn aus und hielten ihn für verrückt. Er aber sprach: „Seid nur stille und folgt mir, so werdet ihr meine Verrücktheit schon gutheißen.“ Sie gingen mit ihm an Land, und er nahm die Erde und streute sie ganz dünn aus über Acker und Ager und nahm so einen Lagerplatz für sie in Besitz, und die Sachsen kamen von ihren Schiffen und schlugen auf dem Platze ihr Lager auf.

Das wollten die Bewohner des Landes nicht leiden, schickten Gesandte zu den Sachsen und ließen ihnen sagen: „Ihr habt den Frieden gebrochen und das Bündnis verlegt.“

„Mit nichts“, antworteten diese, „wir stehen doch auf unserem Eigentum! Haben wir nicht die Erde unter unseren Füßen mit gutem Golde erkaufte? Was aber unser Eigen ist, das wollen wir auch im Frieden behalten oder mit den Waffen verteidigen.“

Da verfluchten die Einwohner das sächsische Gold, entbrannen in Wut und stürzten ohne Ordnung und Ueberlegung ins Lager der Sachsen. Diese aber waren gerüstet, empfangen sie mit den Waffen in der Hand, warfen sie nieder

und besetzten die umliegenden Orte nach Kriegerrecht. Je länger die Kämpfe dauerten, desto mehr mußten die Landesbewohner einsehen, daß ihnen die Sachsen überlegen waren, und sie verlangten zum zweiten Male Frieden. Ohne Waffen sollten beide Parteien an einem bestimmten Orte und Tage zusammenkommen. Die Sachsen waren einverstanden, hielten aber nicht Wort. Sie hatten als Waffen zu der Zeit große Schlachtmesser, die sie *Sahs* oder *Sachs* nannten. Die verbargen sie unter ihren Gewändern, traten aus ihrem Lager und gingen an den bestimmten Ort. Als sie sahen, daß ihre Gegner unbewaffnet und alle ihre Häuptlinge gegenwärtig waren, benutzten sie die Gelegenheit, sich des ganzen Landes zu bemächtigen. Mit geschwungenen Messern stürzten sie sich auf die Arglosen und machten alle nieder, also, daß auch kein einziger davon übrig blieb. Dann nahmen sie das ganze Land in Besitz. / Seitdem wurden die Sachsen berühmt und gefürchtet und flößten ihren Nachbarn großen Schrecken ein. (Nach Widukind, der Mönch zu Corvey war, und ums Jahr 960 „Drei Bücher sächsischer Geschichten“ schrieb.)

30. Cherusker im Sachsenbunde.

Gefährlicher noch als die Chatten im Süden wurden den Cheruskern die von Norden her eindringenden Sachsen. Ihrer kriegerischen Art, Rücksichtslosigkeit und Schlaueit gelang es, alle Völkerschaften zwischen Unterelbe und Weser unter ihre Herrschaft zu bringen und sie zu einem Bunde zu zwingen. Das war der Sachsenbund. Chauken, Angrivarier, Fosen, Marsen und andere mußten ihre Selbständigkeit aufgeben, verloren auch ihren besonderen Völkerschaftsnamen und hießen nur noch Sachsen. Wie ihnen, so erging es auch den Cheruskern: auch sie mußten sich dem Sachsenbunde anschließen; Cheruskerland gehörte fortan als südlichster Teil dem Sachsenlande an, das sich vom Harz und von den Merra-Weserbergen bis nach der Nordsee ausdehnte. Sachsenland und Sachsenname reichte nun so weit nach Süden, wie noch heute die plattdeutsche Sprache reicht, die aus dem Altsächsischen oder Altniederdeutschen hervorgegangen ist. Daß zwischen den südlichen oder cheruskischen Sachsen, den Sachsen des Berglandes, und den mittleren und nördlichen Sachsen, den Sachsen des Flachlandes, Unterschiede vorhanden waren, kann man noch heute an der Verschiedenheit der plattdeutschen Sprache in den nördlichen und den südlichen niedersächsischen Gebieten erkennen, besonders an dem Unterschied, der sich in den persönlichen Fürwörtern „mi“ und „meck“, „di“ und „deck“ zeigt.

31. Der Ursprung der Sachsen.

Nach einer alten Sage sind die Sachsen mit Aschanes, ihrem ersten König, aus den Harzfelsen mitten im grünen Walde bei einem süßen Springbrunnen herausgewachsen. Unter den Handwerkern hat sich bis in unsere Zeit der Reim erhalten, der auf jenen Ursprung zurückgeführt wird:

Darauf so bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mägdlein auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich daran gedacht,
So hätt' ich mir eins davon mitgebracht.

Brüder Grimm.

Der erste Sachse.

Im Urwald ragt der Fels — sein moosig Haupt
Von alter Eiche mächtig überlaubt.
Tief drangen ihre knorr'gen Wurzeln ein
Mit zäher Kraft ins harte Felsgestein.
Die höchste Kuppe krönt des Adlers Horst,
Und Bär und Ur durchzieh'n den dichten Forst.
Der wilde Sturm fährt ob des Berges Kamm:
Das Laub zerstäubt; nicht bebt der Eiche Stamm!
Des Himmels Feuer splittert das Geäst:
Die Krone sinkt; der Eiche Stamm steht fest. —
Im Osten wird es hell; — ein Sonnenstrahl
Flammt zündend auf, trifft Eich' und Fels zumal.
Und aus der Tiefe grollt's wie dumpf Gewirr
Von Stimmen, wie von Waffen dumpf Geklirr. —
Da kracht der Fels und klappt zum weiten Riß;
Der Tag verschenkt die träge Finsternis;
Und aus dem Zack'gen Tor zum Lichte dar
Eritt hochgewachsen eine Männerschar,
In einer Hand den Bogen samt dem Pfeil,
Die andre schwingt ein wuchtig steinern Beil.
Ihr Auge sieht, vom Bann der Nacht befreit,
Zum erstenmal die Welt, so frei, so weit;
Stolz fliegt der Biß umher, voll Drang zur Tat,
Ins frische Leben sucht der Fuß den Pfad. —
Von wilden Rössen stürmt heran ein Hauf:
Die Männerschar hat ihn ereilt im Lauf.
Hinauf! Die Mähne fliegt, die Rüstern schnaubt,
Das Auge blitzt; hoch trägt der Mann das Haupt.
Und in die Nacht des Wades strengt der Troß:
Der erste Sachs — das erste Sachsenroß. —

v. Vincke.

32. Wie die Sachsen

das Land zwischen Harz und Unstrut gewannen.

Die Franken führten Krieg mit den Thüringern und wollten deren Reich erobern. Die Thüringer wurden geschlagen und zogen sich in die Burg Scheidungen an der Unstrut zurück. Aber auch die Franken hatten große Verluste erlitten und wagten nicht, die Thüringer noch einmal anzugreifen. Weil sie jedoch nicht unverrichteter Sache abziehen wollten, so schickte ihr König Theoderich Boten an die Sachsen und ließ ihnen sagen: „Wollt ihr mir helfen, so will ich euch das Land der Thüringer zum ewigen Besitze geben.“

Dies war den Sachsen recht, und sie schickten sogleich neun Heerführer mit je 1000 Mann. Die Führer traten in das Lager der Franken mit je 100 Mann, während die übrigen draußen vor dem Lager blieben. Und sie entboten dem Frankenkönig ihren Gruß und sprachen also: „Das Volk der Sachsen hat uns zu dir gesandt. Wir wollen entweder deine Feinde besiegen oder für dich sterben.“ Während die Führer so sprachen, bewunderten die Franken die starken Männer, ihre Tracht, ihre Waffen, das die Schultern umwallende Haupthaar, besonders ihren festen Mut. Sie waren bekleidet mit langen Kriegsröcken, bewehrt mit langen Lanzen, standen gestützt auf kleine Schilde und trugen an der Seite lange Messer. Der Frankenkönig nahm sie als Bundesgenossen an und gebot ihnen, sich zum Sturm auf die Burg zu rüsten.

Die Sachsen steckten nun ein Lager ab, südlich von Scheidungen, auf den Wiesen an der Unstrut. Am anderen Morgen, bei Sonnenaufgang, ergriffen die Sachsen die Waffen und erstürmten die Vorburg. Dann stellten sie dem östlichen Tore gegenüber eine Schlachtreihe auf. Die Thüringer machten einen verzweifelten Ausfall und stürmten in blinder Mut auf die Gegner. Auf beiden Seiten wurden viele niedergestreckt. Die Thüringer kämpften für ihr Vaterland, die Sachsen für ihren Ruhm und den Erwerb des Landes. Erst die hereinbrechende Nacht trennte die Streitenden.

In dieser Not sandte der König der Thüringer einen Boten an den Frankenkönig Theoderich und ließ ihn um Frieden bitten. Unter Tränen richtete der Bote seinen Auftrag aus. Da sprachen des Königs Räte: „Weise das Gesuch nicht ab. Es ist uns nützlicher, die Thüringer zu Bundesgenossen anzunehmen, als jenes unbezähmbare und zähe Volk der Sachsen. Die können dem Frankenreiche nur ge-

fährlich werden. Laß sie uns lieber mit vereinten Kräften vertreiben!" Da schloß Theoderich heimlich Frieden mit den Thüringern und nahm sich vor, den Bund mit den Sachsen zu brechen.

Als das in der belagerten Burg bekannt wurde, waren die Thüringer voll Freude und fühlten sich ruhig und sicher. Und ein Thüringer ging mit seinem Falken vor das Thor, um am Ufer der Unstrut zu heizen. Der Vogel flog an das jenseitige Ufer und wurde von einem Sachsen gefangen. Der Thüringer forderte den Falken zurück, der Sachse aber wollte nicht. „Laß ihn zurückfliegen“, sprach endlich der Thüringer, „und ich will dir etwas verraten, das dir und deinen Leuten von großem Nutzen sein wird.“ „Sprich“, entgegnete der Sachse, „und du sollst deinen Vogel wiederhaben.“ „Die Könige“, fuhr jener fort, „haben miteinander Frieden gemacht und verabredet, daß ihr morgen, im Lager gefangen oder niedergehauen werden sollt.“ „Sagst du das im Ernste oder im Scherze?“ fragte der Sachse. „Die zweite Stunde wird dir morgen kundtun, daß es an euch ist, Ernst zu zeigen. Deshalb sorgt für euch und sucht die Flucht.“ Der Sachse ließ sogleich den Falken los und brachte seinen Genossen diese Nachricht.

Die Sachsen, ganz aufgebracht und erschüttert, wußten anfangs nicht, was sie tun sollten. Es war aber in ihrem Lager ein greiser Krieger, hochbetagt, doch ungeschwächt. Vater der Väter nannten sie ihn. Der ergriff der Sachsen heiliges Zeichen, das Bild eines Löwen und Drachen mit einem darüberfliegenden Adler, und sprach also: „Bis jetzt habe ich unter den Sachsen gelebt, bin alt und grau unter ihnen geworden, habe sie aber niemals fliehen sehen. Wie kann ich nun jetzt tun, was ich nie gelernt habe? Will es auch nicht lernen. Soll ich nicht länger leben, so will ich mit meinen Freunden fallen. Darum laßt uns heute in der Nacht über die Burg herfallen und sie überwältigen. Folgt mir, und es wird geschehen, was ich gesagt habe.“ Und so geschah's. Mitten in der Nacht griffen sie zu den Waffen, stürmten die Mauern und drangen mit gewaltigem Geschrei in die unbewachte Burg. Die Thüringer flohen, andere irrten umher, andere fielen den Stürmenden in die Hände. Die Sachsen aber töteten alle erwachsenen Männer; die jüngeren sparten sie zur Beute und Knechtschaft auf. Es war eine Nacht voll-Geschrei, Mord und Plünderung. Der Thüringerkönig Hermanfried hatte sich mit Frau und Kindern durch die Flucht gerettet.

Früh morgens stellten die Sachsen am östlichen Tore einen Adler auf, errichteten einen Siegesaltar und verehrten ihre Götter nach der Väter Weise. Drei Tage feierten sie, verteilten die Waffenbeute, erwiesen den Gefallenen die kriegerischen Ehren und priesen ihren Führer über alle Maßen.

Darauf kehrten sie in das Lager der Franken zurück und wurden von Theoderich freundlich aufgenommen; er lobte ihre Tapferkeit, nannte sie Freunde und Bundesgenossen und gab ihnen, was er versprochen; denn er fürchtete sich vor ihnen. Sie blieben zunächst im Lande und wohnten in der Burg. Dann erhielten sie das Land zwischen dem Harz und der Unstrut als Lohn zum ewigen Besitztum. *)

Widukind von Corvey.

33. Bonifatius im südlichen Sachsenlande.

Der heilige Lebuin hatte versucht, den Sachsen an der mittleren Weser das Evangelium zu predigen, aber vergebens. Nur mit genauer Not war er dem Tode entgangen. Mehr Erfolg hatte Winfried oder Bonifatius bei den südlichen Sachsen im alten Theruskerlande zwischen Harz und Weser. Zwar hatte der Papst im Jahre 738 bestimmt, Bonifatius solle zunächst in Hessen und Thüringen das Evangelium predigen; aber Friesen und Sachsen lagen ihm besonders am Herzen, und er „dachte Tag und Nacht daran, wie er die heidnischen Sachsen zum Glauben an Christus bekehren könne“, und seine Landsleute in England bat er in einem Briefe: „Tut Fürbitte und Gebet für die Sachsen, daß sie sich bekehren; denn sie sind unser eigen Fleisch und Blut!“ Von Nordthüringen und Hessen aus ist denn Bonifatius auch ins südliche Sachsen, in das Gebiet der alten Therusker, gekommen. Der Sage nach haben zwei seiner Gehülfen die älteste Kirche Göttingens gegründet. Er selbst aber soll auf dem Eichsfelde bei Duderstadt und am Fuße des Südharz gepredigt haben. Zwischen dem heutigen Herzberg und Scharzfeld befindet sich ein gewaltiger Felsen aus Dolomitenkalk. Dort erzählt noch heute die „Steinkirche“ und im Ohmgebirge die „Wilde Kirche“ von seiner Wirksamkeit. Den Ort Geismar, bei dem er die Donarseiche umgehauen und die Peterskapelle erbaut hat, erklären viele für das Geismar nahe dem Hülfensberge zwischen Heiligenstadt und Eschwege,

*) Es ist dies das Gebiet, das vom Südharz — Steina, Tettenborn, Sachsa, Osterhagen, Nieder-Sachswerben — über Nordhausen und Kyffhäuser hinweg bis zur Unstrut reicht. Daß dies ursprünglich kein altsächsisches Gebiet ist, ist an der thüringischen Mundart, am Bau der Häuser und Ortschaften und manchen anderen Eigentümlichkeiten noch heute zu erkennen.

und andere sagen: Hofgeismar am Reinhardswalde sei das Geismar des Bonifatius, weil dieses allein eine Petrifirche gehabt habe.

Nachdem Bonifatius im heutigen Hessen das Kloster Fulda gegründet hatte, bestimmte er, daß von dort aus die Mönche auch ins Sachsenland ziehen sollten. Freilich wollten die Sachsen von diesen Boten des Christentums nicht viel wissen. Erst als die Frankenfürsten Karlmann und Pippin mit Kriegsmacht bis an die Weser und darüber hinaus bis an den Harz vordrangen und die Sachsen bedrohten, ließen sie es zu, daß Missionare in ihr Land kommen durften. Sie versprachen, daß sie Predigt und Taufe nicht länger hindern wollten, lieferten jährlich 300 Pferde als Tribut und stellten Geiseln. Glaubensboten gründeten nun Missionsanstalten, und so wurde Südsachsen, das heutige Göttingen-Grubenhagen und das benachbarte Braunschweigische, für das Christentum gewonnen und wurde dem Erzbistum Mainz zugelegt, dessen Erzbischof Bonifatius war. Das Gebiet ist auch später beim Erzbistum Mainz geblieben. Bonifatius ist sein erster Bischof gewesen.

Zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten im Leine-, Eis- und Sülberggau setzte der Mainzer Erzbischof später nach Wörten und Einbeck je einen Archidiacon, während die weltlichen Angelegenheiten des Erzbischofs durch den mainzischen Vogt geordnet wurden, der auf dem Rüsteberge, südlich von Göttingen, an der Südgrenze des Leinegaues, seine Burg hatte.

34. Die Steinkirche bei Scharzfeld.

Vor grauen Jahren, als noch das Heidentum in der Gegend des Harzes herrschte, kam eines Tages ein ehrwürdiger Mönch aus fernen Landen und sah, wie die Bewohner der Gegend droben auf dem ragenden Fels versammelt waren und ihren Göttern ein blutiges Opfer brachten. Der Mönch soll Bonifatius gewesen sein. Langsamem Schrittes stieg er den Berg hinan und gesellte sich zu den Opfernden. Diese sahen den Fremdling erstaunt an, lauschten aber aufmerksam seinen Worten, als er anhub, mit gewaltiger Stimme zu ihnen zu sprechen. Er predigte ihnen aber das Evangelium von dem Sohne Gottes und verachtete die Götter des Sachsenvolkes, Wodan, Donar und Sarnot. Da traten die Sachsen heran, befahlen ihm zu schweigen und beschloßen, den Fremdling an Ort und Stelle den Göttern zu opfern, die er freventlich geschmäht. Sie griffen den Wehrlosen und führten ihn

zu der Fels Spitze. In seinem Herzen hat er Gott um Mut und Stärkung. Und siehe da! Der schwache Greis entriß mit kräftiger Hand einem sächsischen Krieger die hölzerne Streitart und rief: „So gewiß diese Art dieses feste Gestein spaltet; so gewiß als dieses Holz eine Kirche aus dem Felsgestein schafft, so wahrhaftig lebt der Gott, den ich euch verkündige!“ Als er dies gesagt, schlug er mit zitterndem Arm gegen den Felsen. Und o Wunder! Das feste Felsgestein zersprang, und die Felsstücke rollten hinunter ins Tal der Oder. Das hatten die Sachsen nicht erwartet. Voll Schrecken erkannten sie nun, daß der Christengott gewaltiger sei als alle ihre Götter, und sie folgten dem Priester zum Ufer der Oder und ließen sich taufen. Auch andere kamen und wurden Christen. Um nun einen Platz zu haben, an dem sie sich versammeln konnten zum Gottesdienst, höhlichten sie den Fels, den der Greis zerschlagen, weiter aus und machten sich daraus ihre erste Kirche, von der die Ueberreste noch heute zu sehen sind und „Steinkirche“ genannt werden.

35. Die Wilde Kirche in den Ohmbergen.

Südöstlich von Duderstadt erheben sich die Ohmberge. Steil steigen an verschiedenen Stellen ihre Felsenhänge empor. Ein Felsen steht allein, ganz von dem Gebirge abgerissen. Das ist der „große Stein“ oder die „Wilde Kirche“, wie die Stätte noch heute genannt wird. Die Sage erzählt: oben auf dem Felsen sei eine heidnische Opferstätte gewesen; da hinauf seien unsere heidnischen Vorfahren gestiegen und hätten da ihre Opferfeuer angezündet, daß der Schein in die goldene Mark geleuchtet habe. Als der heilige Bonifatius nach Thüringen kam und das Land durchzog und predigte und taufte, kam er auch in diese Gegend, erstieg den großen Stein, zerstörte den heidnischen Altar und pflanzte an seiner Stelle ein Kreuz auf. Dann predigte Bonifatius von dem Felsen herab; davon heißt dieser noch heute die „Wilde Kirche“. Später wohnte da oben ein Einsiedler, und als einmal die Pest ausbrach und mit anderen Leuten auch viele Geistliche dahintraffte, da sollen die umwohnenden Leute ihre jungen Kindlein nach der „Wilden Kirche“ gebracht haben, daß sie von dem Einsiedler getauft würden. Manche Leute haben an der Stelle schon wunderbaren Glockenklang vernommen, und als einst eine Frau dem Klange nachging, sah sie auf dem Felsen eine hohe, schöne Kirche stehen, darin die Kerzen brannten und ein greiser Bischof eben feierlichen Gottesdienst hielt. Sie eilt fort, um ihren Mann zu rufen; als sie aber zurückkommt, ist die Kirche verschwunden.

36. Der Ursprung derer von Kerstlingerode.

An einem herrlichen Sommerabend des Jahres 774 ritt ein Zug gewappneter Ritter den Stufen- jezt Hülfensberg genannt, hinauf. Es war Karl der Große mit seinen Gesellen. Von heißer Arbeit ermüdet, ritten sie langsam, denn am selbigen Tage hatten sie in hartem Kampfe die Sachsen an der Werra überwunden. Die Ritter erzählten einander von ihren Heldentaten, und Karl der Große, der das meiste getan, hörte lächelnd zu. An der Spitze des Zuges ritt schweigsam eine hohe Gestalt, ein mächtiges Kreuz in der Rechten, Eitel Heiso war sein Name. Schon in mancher Schlacht hatte Eitel Heiso seinem Herrn das Kreuz vorangetragen, zum Zeichen, daß Karl der Große das Christentum unter die Heiden bringen wollte. Auf der Höhe des Berges stand eine christliche Kapelle, die einige Jahrzehnte vorher Bonifatius an Stelle eines heidnischen Gözenaltars erbaut hatte. Als Karl der Große mit seinen Gesellen droben angekommen war, sprangen alle von ihren Pferden und schritten durch die niedrige Pforte der Kapelle. Eitel Heiso stellte sein Kreuz am Altar auf und alle Ritter, Karl der Große an der Spitze, knieten nieder, um Gott für seine Hilfe zu danken. Dann schritten sie wieder hinaus, und wie sie aus dem Dämmerlicht der Kapelle hinaustraten in den von der sinkenden Sonne durchstrahlten Sommerabend, sahen sie, wie herrlich schön die Welt zu ihren Füßen war. Rosige Wölklein standen am Himmel, hinter ihnen lag das Land schon im Abendschatten, aber vor ihnen leuchteten die Bergeshöhen im letzten Sonnenlicht bis zu den fernen Weserbergen, hinter denen die Sonne schlafen ging. Trunkenen Auges stand Eitel Heiso. Wie schön war dies Land, wie reich mußte der Herr dieses Landes sein! Er konnte nicht anders, vor der Schönheit hier draußen mußte er niederknien, wie vor dem Gefreuzigten in der Kapelle.

Da trat Karl der Große zu ihm, legte die Hand ihm auf's Haupt und sprach: „Dein Eigentum sei dies Land, dir will ich es geben für deine treuen Dienste, die du mir geleistet, sei mir allezeit ein getreuer Grenzward.“ Aufsprang Eitel Heiso, schlug seine Rechte in die Karls des Großen und rief: „Mein soll dies herrliche Land sein? Wohl an, ich nehme es zu Erb und Lehn aus deiner Hand, und will ihm ein treuer Herr und dir ein tapferer Grenzward sein. Ich will da drunten das Kreuz aufpflanzen, eine Kirche bauen und mir selbst ein festes Haus. Hab' Dank mein Herr und König.“ „Morgen früh“, sprach Karl der Große,

„sollst du reiten, ich will dir eine Schar Gewappneter mitgeben, die dir fortan gehorchen sollen. Laßt uns jetzt umkehren, daß wir vor Anbruch der Nacht unser Lager erreichen.“

Unter lautem Jubel brach nun die reisige Schar wieder auf, und bald lag die Kapelle im tiefen Frieden der Sommernacht. — Eitel Heiso aber ward Herr im Gartetal, und weil er seinem König das Kreuz vorangetragen, so ward er und das feste Haus, das er sich im Gartetal erbaute, Christlingeroda, oder wie das Volk zu sagen pflegte, Kerstlingerode genannt.

Ubbelohde.

37. Kunigunde von Bomeneburg.

Am Nordabhange des Wieters, zwischen Northeim und dem Brunnen, heißt noch heute eine Stelle die Bomeneburg. Man sieht von da über das Ruhmetal hinweg nach dem Retoberge, wo einst unsere Vorfahren ihren Göttern Opfer darbrachten. Zu der Zeit nun, als das Christentum in unser Land kam, wohnte in der Bomeneburg ein Graf, der eine wunderschöne Tochter hatte; die hieß Kunigunde. Vater und Mutter und alle anderen wurden Christen. Kunigunde aber wollte nichts davon wissen, sondern blieb bei ihren alten Göttern und ging am liebsten in den heiligen Hain auf dem Retoberge und opferte daselbst. Sie wollte auch keinen christlichen Mann haben, und wie Vater und Mutter auch abrieten, so verlobte sie sich doch mit einem fremden Ritter, der auch vom Christentum nichts wissen wollte. Beide waren eines Sinnes, daß sie sich nicht in der christlichen Kapelle wollten trauen lassen. Der Hochzeitstag, den der Bräutigam selbst bestimmt hatte, kam. Aber wer nicht kam, das war der Bräutigam. Kunigunde wartete den ganzen Tag. Es war vergeblich. Es wurde Abend, und es erhob sich ein fürchterlicher Sturm, daß den Leuten angst und bange ward. Aber der Bräutigam fehlte immer noch. Endlich, um Mitternacht, kam er unter Blitzen und Donnern zum Fenster hereingefahren und war in ganz schwarzer Rüstung. Und ob die Braut erschraf und sich sträubte, der, dem sie sich verlobt hatte, nahm sie mit sich und führte sie von dannen, und keiner hat sie wieder gesehen.

Die Leute sagten aber, sie sei in den Retoberg gebracht, wo sie noch jetzt wohne, und sei dort festgebannt und dürfe nur einmal im Jahre herauskommen, um an die Ruhme zu gehen und sich da zu waschen. Das geschehe alle Jahre in der Osternacht. Dann kehrt sie weinend in den Berg zurück.

Die Frau aber oder das Mädchen, das hinterher geht und sich nach ihr aus der Ruhme wäscht, erhält dadurch eine wunderbare Schönheit.

38. Sachsen und Franken.

Von allen deutschen Völkerstämmen bewahrten die Sachsen am längsten ihre alte Freiheit und die alten Götter. Sie duldeten keinen König als ihren Herrscher. Wie zur Zeit der Väter, so ordneten sie noch immer alle ihre Angelegenheiten in Mark und Gau nach eigenem Ermessen, wählten ihren Herzog, wenn es in den Krieg ging, verehrten ihre Götter auf geweihter Bergeshöhe, im stillen Hain, am heiligen Quell, und saßen nachts am Opferstein bei Schmaus und Sang, trotzdem Hessen und Thüringer längst Christen geworden waren.

Unentwegt auf freier Hufe,
Grundentsprossen, grundverwachsen,
Wurzelfest wie feine Eichen
Saß der edle Stamm der Sachsen.
Stätig bauten sie die Scholle,
Hüteten auf brauner Heide
Sorgsam Bien' und Schaf und zogen
Kind und Roß auf Trift und Weide;
Uebten, wie die Väter taten,
Sprung und Wurf und Lanzenbrechen,
Oder griffen rasch zum Eisen,
Freveltat und Schimpf zu rächen;
Brauten Met und zechten tapfer,
Troßten auf der Jagd den Wettern,
Und am heil'gen Opferkessel
Dienten sie den alten Göttern.

So wohnten die Sachsen abgeschlossen für sich in den weiten Landen zwischen Elbe und Weser, Harz und Ems und boten jedem Trotz, der es wagte, ihre Freiheit, ihr Recht und ihren Glauben anzutasten. Sie haßten das Christentum und alle, die dem Christengotte angingen, am meisten jedoch die Franken, und da die Grenzen zwischen den beiden benachbarten Volksstämmen nach Süden und Westen nicht bestimmt waren, so mehrten sich die feindlichen Zusammenstöße zwischen ihnen, und häufige Raub- und Plünderungszüge wurden von hüben und drüben in das feindliche Gebiet unternommen. Das dauerte so lange, bis der Frankenkönig Karl kam, der die Sachsen mit Gewalt, mit Krieg und Blutvergießen zum Christentum zwang.

39. Wittefinds Rettung.

Als Wittefind vor Karl dem Großen weichen mußte, war er mit wenigen seiner Getreuen auf seine Burg zu Schagen im Wiehengebirge geflohen. Diese diente ihm zum Schlupfwinkel. Seine Verfolger wußte er dadurch zu täuschen, daß er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt unterlegte. Wenn die Spuren ins Land wiesen, dann war er daheim, und wenn sie bergan führten, dann durchflog er auf seinem schnellen Rosse das Land und rief seine Anhänger zu neuem Kampf. Als Wittefind sich wieder auf seiner Burg aufhielt, ward es dem König Karl angesagt. Da wollte er den Wittefind fangen. Aber auch Wittefind erfuhr, was Karl vorhatte, und floh. Die Franken hinter ihm her, und fast hätte Karl ihn erreicht im Hone, wo die Franken den Weg durch einen Verhau versperrt hatten. Wittefind ritt einen schwarzen Hengst mit glänzender Mähne, klein, aber schnellfüßig. Zu dem sprach er in dieser Gefahr:

„Hengst'ken, spring awer,
Kriegst'n Spint Hawer,
Springste nich awer,
Frätet di und mi de Raben.“

Da schoß das fluge Tier wie ein Pfeil über das Verhau hin und trug seinen Reiter sicher nach Osnabrück, wo es tot zusammenbrach.

40. Wittefinds Hengst.

„Hengstchen, spring über'n Verhau;
Prüfe die Höhe genau!
Hinter uns jagt das Verderben,
Stürzest du, müssen wir sterben.
Hengstchen, es gilt! — Hurra!“
Wittefinds Freunde sind nah.

Lächelnd schaut er zurück.
„Hengstchen, es war unser Glück.
Hätte der Feind uns gefangen,
Schlimm wär's uns beiden ergangen.
Aber den fränkischen Spott
Wandte ein gütiger Gott.“

„Hengstchen, wir reiten nach Haus!
Hafer dort gibt es zum Schmaus.
Geva *) wird dankbar dich schmücken,
Wigbert **) besteigt deinen Rücken.

*) Wittefinds Gemahlin.

**) Wittefinds Sohn.

Hengstchen, du treuer Genof,
Karl hat kein solches Roß!”

Hartmann.

41. Das Tachtelfeld im Süntel und die Verdener Blutbeefe.

Widukind war über die Elbe nach Dänemark entflohen und wartete des Tages, da er sich auf's neue empören könnte. Der Tag kam, als Karl das Land der Sachsen verließ und ins Frankenreich zurückkehrte. Da war plötzlich auch Widukind wieder daheim, und wie einst Hermann die Völkerschaften zum Kampfe wider die Römer rief, so wiegelte jetzt Widukind Ostfalen und Engern gegen die Franken auf. Der freie Sachse prüfte sein Schwert und war bereit, Widukind zu folgen. Aber wo und wie wollte man die Franken fassen? Da geschah's, daß Karl im Jahre 782 ein Heer nach Sachsen sandte; das sollte nach Osten gegen die Wenden ziehen, die über die Elbe ins Land hereingebrochen waren. In dieses Heer sollten Engern und Ostfalen eintreten und mit gegen die Wenden kämpfen. Das war günstige Gelegenheit. Un auffällig konnte sich der Heerbann an der Weser sammeln, als wollte er mit gegen die Wenden ziehen. Dann aber stellte sich Widukind an seine Spitze, und der Aufruhr zog durch's Land. In der Landschaft Wigmodia an der Unterweser brach's los. Willehad hatte daselbst im Auftrage Karls das Christentum verbreitet, Priester eingesetzt und Kirchen gegründet. Alles wurde vernichtet, und Willehad mußte fliehen. Dann sammelten sich die Sachsen in den Weserbergen zwischen Süntel und Deister. Von der Weser her, im Totentale am Hohenstein hinauf, wollten die Franken über den Süntel hinweg nach Osten ziehen. Sie kamen auf das Tachtelfeld, in der Nähe von Münden. Da wurden sie von den Sachsen umzingelt, überfallen und fast vollständig vernichtet. Im Totentale lagen die Gefallenen zu Haufen, und das herabrin nende Wasser färbte sich blutrot. Das war ein Siegestag für die Sachsen, und jubelnd zogen die Heerbannleute heim auf ihre Höfe.

Aber nicht lange sollten sie sich ihres Sieges freuen. In Zorn und Grimm kam der Frankenkönig selbst mit einem neuen Heere ins Land und bezog bei Verden an der Aller ein Lager. Dorthin beschied er die sächsischen Edeling e und forderte Rache. Widukind sei der Anführer; so sagten alle. Doch der war längst wieder zu den Dänen entflohen. Da forderte Karl, daß von den Auführern so viele vor ihn gebracht würden, als man

ergreifen könne. 4500 ließ er alsdann, wie die alten Ueberlieferungen erzählen, durch das Schwert hinrichten. In Rinnfalen ist das Blut zu einer Blutbecke zusammengefloßen und hat die Aller rot gefärbt. Viele andere Sachsen ließ der Frankenkönig als Geiseln ins Frankenreich führen. Nur Wittekind ergriffen sie nicht. Das Verdener Blutgericht wirkte wie ein Stachel bei den Sachsen. Jetzt empörten sich alle, Ostfalen, Engern und Westfalen. Wittekind war die Seele des Aufstandes und der Führer des sächsischen Heerbanns, und er bereitete aufs neue dem verhassten Frankenkönig große Not.

42. Das weiße Roß.

Einst hatte Karl der Große sich im Walde verirrt und kam bei Unwetter und Dunkelheit ins Wesertal auf ein Gehöft, das Wittekind's Eigentum war. Es war zu der Zeit, als des Sachsenherzogs Herz schon zweifelte an der Macht der alten Götter. Karl bat um Herberge für die Nacht und wurde freundlich aufgenommen, erkannte aber seinen Gastfreund nicht gleich, während Wittekind wohl wußte, wen er vor sich hatte. Schweigend saßen die beiden Gegner am Herde lange Zeit einander gegenüber und maßen sich mit forschenden Blicken, bis auch Wittekind sich zu erkennen gab und sprach: „Zwar bist du in meiner Hand, aber fürchte nichts, du bist auch im Schutz meines Hauses und als Gast mir wert.“ Am folgenden Morgen, ehe Karl weiterzog, zeigte ihm Wittekind die Weide, auf der sich eine Schar prächtiger Pferde tummelte. Das prächtigste darunter, schlank und weiß, sprang ohne Saum und Zügel frei umher. „Ei“, sprach Karl, „ist das ein prächtiges Tier! Laß es uns einmal fangen!“ „Versuche es!“ antwortete Wittekind. Vergeblich jagte der Kaiser hinter dem Tiere her und kehrte unmutig zu Wittekind zurück. Der aber ließ einen Pfiff ertönen und lockte das Tier mit freundlichen Worten. Da kam es in leichten Schritten heran und schmiegte seinen Kopf an des Herrn Schulter. „Wahrlich“, sprach Karl, „dies Roß ist das Bild des Sachsenvolkes; mit Gewalt ist es nicht zu zähmen, aber auf freundliches Locken kommt es gern. Darum soll das weiße Roß*) dein Wappen sein!“

In Wittekind's Herz aber kam der Gedanke, sich taufers zu lassen. —

*) Das weiße Roß ist noch heute das Wappentier der alt-sächsischen Länder Westfalen, Hannover und Braunschweig.

43. Das weiße Sachsenroß.

1. Es jagt der Sturm im grünen Wald,
 Er reitet und zwingt der Eichen Wucht.
 Die alte Weser muß ihre Wellen
 Vor Zorn und Angst am fels zerschellen,
 Und vom Gebirg und aus der Schlucht
 Des Donners Siegesrufen hallt.

2. Ein fränk'scher Mann, gar müd' und still,
 Verlassen irrt im fremden Land;
 Die Glieder brechen ihm fast zusammen,
 Doch löscht ihm nichts des Auges Flammen;
 Da steht ein Hüttlein an dem Strand:
 „Hallo, ein Fremder Obdach will!“

3. Ein Sachse, hoch, mit stolzem Blick,
 Sieht lang und fremd den Franken an:
 „Kommst du, um Gastfreundschaft zu bitten,
 So bist du sicher in Sachsenhütten.“
 Da trat den Herd der Franke an,
 Er nahm den Becher und gab ihn zurück.

4. Sie sitzen ernst am heil'gen Herd,
 Sie sehen schweigend einander an,
 Und stumm bewundert immer wieder
 Ein jeder des andern Heldenglieder.
 Da hebt zuletzt der Franke an:
 „Bei Gott, wir sind einander wert!“

5. Wenn solcher viel das Sachsenland
 Zum Kampf gen unsern König stellt,
 So möchte Karol bitter klagen,
 Daß Sachs' und Frank' noch Schlachten schlagen.“
 Da führt der Sachse ihn an der Hand
 Hinaus aufs regengrüne Feld.

6. Ein weißes Roß, gar stark und schön,
 Sprang auf der freien Weide frei.
 „O, laß das schöne Roß uns fangen!“
 So sprach der Franke mit Verlangen.
 „Gesangen hat's noch keiner gesehn,
 Doch auf mein Locken kommt es frei.“

7. Und wie er es gerufen mild,
 Da kommt es lustig wiehernd an
 Und bäumt die schlanken Vorderfüße
 Und bringet seine besten Grüße.
 Da sprach der Sachse: „Siehe da,
 Das ist des Sachsenvolkes Bild!“

8. Der Franke reichet ihm die Hand:
 „Das war ein Wort zu seiner Zeit,
 Du sollst von fränk'scher Großmut hören,
 Dem Kampf der Völker will ich wehren;
 Du denke dieser Stunde heut',
 Ich bin der König Karl genannt.“

9. Der Sachse reichet ihm die Hand:
 „Hast fränk'sche Großmut du genannt,
 So lern' auch Sachsentreue kennen.
 Ich will dir deinen Gastfreund nennen,
 Herr Karl, du bist in mächt'ger Hand,
 Ich bin der Wittekind genannt.“

10. Da rief Herr Karl: „Ja treu und frei!
 Das edle Roß, das ist dein Bild!
 Nun soll der gold'ne Friede tagen,
 Du sollst die Herzogskrone tragen,
 Das weiße Roß, das führ' im Schild,
 Für ewig sei es treu und frei!“

M. v. Wer.

44. Der Sachse Berthulf und der Christenpriester.

Zur Zeit des Krieges zwischen Franken und Sachsen wohnte in den Weserbergen ein Sachse namens Berthulf, der schon Christ geworden war. Als wieder einmal eine Schlacht gewesen war, kamen zwei stattliche Reiter in seine Hütte und baten um Nachherberge. Der eine trug eine Binde um sein verwundetes Haupt. Berthulf gewährte ihre Bitte gern, setzte ihnen zu essen vor, reichte ihnen einen Krug Met und machte das Zeichen des Kreuzes darüber, wie er es von den Priestern gelernt hatte. Darüber ergrimten die Gäste, sprangen auf und griffen zu ihren Schwertern. Der kleine Knabe des Berthulf reichte seinem Vater schnell ein Beil, riß selbst einen Brand aus dem Feuer, stellte sich trotzig den beiden Kriegsmännern gegenüber und sprach: „Vater, wir wehren uns doch?“ Diese kindliche Unerfrohenheit entwaffnete die Zornigen, und der eine von ihnen sprach: „Laß Frieden sein! Du siehst hier deinen Herzog Wittekind und seinen Freund Alboin vor dir stehen. Wir möchten aber gerne wissen, wie ein Sachse dazu gekommen ist, Christ zu werden.“

Nun erzählte Berthulf: „Ich ging als Jüngling einmal auf die Jagd und suchte vergeblich, ein Wild zu erlegen. Als ich so unmutig über mein Mißgeschick dahinging, begegnete mir ein Christenpriester. Bei seinem Anblick lochte

der Zorn in mir, und ich hielt ihn für die Ursache meiner vergeblichen Jagd. Rasch legte ich einen Pfeil auf den Bogen, zielte auf den Priester und sprach: „Weil ich heute noch kein Tier erlegt habe, will ich dich schießen, damit du mir das Wild nicht mehr beheren kannst!“ Der Pfeil schwirrte von der Sehne und traf den Priester in den Arm. Trotz der großen Schmerzen sprach der Betroffene freundlich zu mir: „Du hast heute vergeblich gejagt; gehe in das Tal hinab, dort wirst du einen Hirsch finden, den erlege!“ Halb zweifelnd ging ich hin, fand den Hirsch und erlegte ihn. Nun schämte ich mich meines Zornes, kehrte wieder um und fand den Priester ohnmächtig und blutend am Boden liegen. Ich nahm ihn mit nach meinem Hause, pflegte ihn, bis sein Arm geheilt war, und er machte mich zum Christen.“

Nachdenklich hörte Wittekind diese Erzählung an, und als er Berthulfs Haus verließ, reichte er ihm schweigend die Hand. In seinem Herzen aber war der Zweifel aufgestiegen, ob die Religion seiner Väter wohl die richtige sei.

45. Wittekind im Gotteshause.

Wittekind zweifelte an der Macht seiner Götter. Eine unwiderstehliche Gewalt zog ihn fort, den furchtbaren Karl auch außer der Schlacht zu sehen. Als das Weihnachtsfest herankam, verließ Wittekind mit seinem Freunde Alboin heimlich in Bettlerkleidern das Heer der Sachsen, und sie erreichten gerade an einem Festtage die Stadt, in welcher Karl sein Hoflager hielt. Ein großes, erhabenes Gebäude, das sie für die Wohnung des Frankenkönigs hielten, zog ihre Blicke auf sich, und da die Pforten weit geöffnet waren, und viele Menschen hineingingen, traten sie auch ein. Aber es war nicht das Haus des Königs, in das sie kamen, sondern das Haus Gottes. Da erblickten sie den gewaltigen Karl, den sie sonst nur im Kampfe mit dem Schwert in der Hand gesehen, wie er in tiefer Andacht und Demut mit vielen fränkischen Edeln vor dem Altare kniete, wo eben das Abendmahl ausgeteilt wurde! Weihrauchduft wallte empor, und in Gefängen priesen die Priester die heilige Nacht. Da ahnten sie bald, wo sie waren. Doch hier stand kein blutiger Opferaltar, hier klang nicht das Todesächzen unglücklicher Schlachtopfer; hier war heiliger Frieden. Wittekind und Alboin wurden tief erschüttert, und als die Andächtigen alle auf ihre Knie sanken, konnten auch sie nicht widerstehen.

Nach dem Gottesdienste verließen sie schweigend die Kirche und gesellten sich zu einer Anzahl von Bettlern, die an der

Für den König erwarteten. Wittekind saß auf den Stufen und hielt sein Auge fest auf Karl geheftet und streckte, um unerkant zu bleiben, auch seine Hand nach Almosen aus. Aber Karls durchdringender Blick erkannte gar bald den Helden, der ihm oft den Kampf so heiß gemacht hatte. „Ich habe hier kein Almosen für dich, aber ich will dir ein köstlicheres gewähren, wenn du mir folgst!“ sprach Karl und reichte ihm sanft die Hand und führte ihn in sein Gemach. Nach einer langen, ernsten Unterredung beugte sich Wittekind in stiller Demut vor dem christlichen Könige, kehrte zu seinem Volke zurück und konnte das Gespräch mit Karl nicht wieder vergessen.

46. Wittekind's Taufe.

An einem heißen Sommertage ritt Wittekind in der Nähe von Weynhäusen über die Höhe, worauf jetzt das Kirchdorf Bergkirchen liegt. Und er erwog in sich, welcher Glaube wohl der wahre sei, der Glaube seiner Väter oder die neue Lehre der Franken. Und der König sprach: „Ist diese die rechte, so möchte ich ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß werde!“ Es war aber gerade sehr heiß, und da sich in den Bergen kein Wasser fand, so dürstete ihn und sein Pferd. Und in demselben Augenblick fing das Pferd gewaltig mit dem Huf an zu scharren, und siehe, an der Stelle, wo das Pferd scharrte, sprang ein Quell hellen, klaren Wassers hervor. Wittekind trank davon und gelobte, ein Christ zu werden. Dieser Quell ist bis auf den heutigen Tag das einzige Wasser, welches das Dorf Bergkirchen hat. An dieser Stelle und aus diesem Quell soll Wittekind im Beisein Karls des Großen getauft sein.

Nach Hartmann und Weddigen.

Ein Reiter zieht des Wegs entlang
 Vom Tal hinauf zum grünen Hang;
 Ins Weite schaut er ernstgemut,
 Auf des Rosses Hals der Zügel ruht.
 Und langsam schreitet dahin das Roß,
 Als ob's der Ernst des Reiters verdroß.
 Das ist der Sachse Wittekind,
 Er wägt die Gedanken, forschet und sinnt:
 „Wer weiß es recht, wer schlichtet den Zwist,
 Sagt, welches der rechte Glaube ist?
 Sind stärker die Götter, die wir verehrt,
 Ist's jener Gott, den der Franke lehrt?
 Wohl hat uns Wodans mächt'ge Kraft

Gedeih'n gebracht und den Sieg verschafft.
 Doch Karl auf der Franken Herrscherstuhl,
 Er warf in den Staub die Irminul, —
 Und solchen Gebarens frevelndem Spott
 Verließ Gelingen der Christengott.
 Ist er der Rechte? Des gebet mir,
 Ihr Unsichtbaren, ein Zeichen hier!"
 Still steht und scharrt sein Roß auf der Stell':
 Aus dem Felsen entspringet dem Huf ein Quell.
 Vom Rosse wirft sich der Wittesind
 Und trinket des Borns, der sprudelnd rinnt.
 Des Zweifels ledig ist da der Mann,
 Ein Christ zu werden, gelobt er an.
 Die Märe wurde von Mund zu Mund
 Allwärts bei Sachsen und Franken kund.
 Und Wittesind ward getauft in dem Born,
 Da ließ er vom grimmen Sachsenorn.
 Der gewalt'ge Karl stand ihm zur Seit'
 Mit Fürsten und Herren, ein stattlich Geleit.
 Er sprach: „Bis auf Kind und Kindeskind
 Sei Herzog des Landes, Wittesind!"
 Nun trat zur Taufe das Volk heran,
 Zu dienen dem stärkeren Gott fortan.

Gisbert Frhr. von Vincke.

47. Wie der ostfälische Bischofſitz von Elze nach Hildesheim kam.

Karl der Große hatte den Ort Elze, der da liegt, wo
 die fischreiche Saale in die Leine fließt, zum Sitz eines Bis-
 tums auserkoren. Die Gegend war lieblich und fruchtbar;
 bis hierher kamen friesische Händler von der Weser her mit
 ihren Kähnen die Leine herauf, und von hier aus gingen
 mehrere Handelsstraßen ins Land; außerdem besaß der König
 hier einen Hof, auf dem er gern verweilte. Als Karl nun
 beschlossen hatte, hier ein Bistum zu errichten, legte er selbst
 den Grundstein zur Kirche und weihte sie dem Apostel Petrus.
 Fleißig waren die Werkleute an der Arbeit; dennoch wollte
 die Kirche, wie viele andere, während des Krieges nicht
 fertig werden. Aber Karl sandte Priester, und von der
 Elzer Kirche aus wurde die christliche Lehre in der ganzen
 Gegend verbreitet. Nach Karls Tode war sein Sohn Lud-
 wig eifrig dabei, das Werk seines Vaters zu vollenden. Oft
 war er in Elze, um nachzusehen und anzuordnen. Oft auch
 ging er von da aus auf die Jagd. Einst war er über die

Leine hinaus in die Gegend gekommen, wo heute Hildesheim liegt. Sümpfe und Wälder bedeckten damals noch die Gegend. An der Stelle, wo jetzt der Hildesheimer Dom steht, wurden für den König und seine Jagdgenossen die Zelte aufgeschlagen. Auch Priester waren mit und führten die Reliquien der Mutter Maria aus der königlichen Kapelle zu Elze mit sich. Der König wünschte, die Messe zu hören, und der Priester hängte die Reliquien an den Ast eines wilden Rosenstrauchs, der eine spiegelklare Quelle überschattete. Tags darauf kehrte der König nach Elze zurück, und der Kapellan vergaß, die Reliquien mitzunehmen und ließ sie an dem Rosenstrauche hängen. Erst, als der Geistliche in Elze die Messe lesen wollte, merkte er das Fehlen der Reliquien und eilte schnurstracks nach der Lagerstätte, fand auch die Reliquien noch am Rosenstrauch hängen, konnte sie aber nicht herabnehmen; sie waren wie angewachsen. Als dem König dies Wunder gemeldet wurde, zog er selbst mit großem Gefolge in den Wald hinaus und fand, wie der Priester gesagt hatte. „Darin offenbart sich der Wille Gottes“, sprach der König, und er befahl, daß an derselben Stelle der Mutter Maria eine Kapelle gebaut würde; der Altar sollte da stehen, wo die Reliquie am Baum gehangen. Mit besonderer Vorliebe weilte der König von jetzt ab an der Lieblingsstätte der Gottesmutter, und schließlich befahl er, daß der bischöfliche Stuhl von Elze nach Hildesheim verlegt werde und daß die Marienkapelle die Bischofskirche sein solle. Gunthar, einen Mann von erprobter Frömmigkeit, stellte er als ersten Bischof an. So wurde das Bistum Hildesheim gegründet. Der Rosenstrauch aber schlug aus seinen Wurzeln neue Triebe und umrankte die Kapelle und umrankt noch heute als tausendjähriger Rosenstock die Mauer des Domes, der später über der Kapelle erbaut wurde.

48. Der tausendjährige Rosenstock zu Hildesheim.

Kaiser Ludwig der Fromme war einst auf der Jagd in einem dichten Walde, wo heute die Stadt Hildesheim liegt. Er verirrte sich und geriet darüber in große Angst. Da hängte er ein Gefäß mit Heiligtümern an einen wilden Rosenstrauch und bat, daß ihn Gott doch wieder aus dieser Wildnis führen möchte. Gleich darauf fiel der Kaiser in einen tiefen Schlaf, und als er wieder erwachte, sah er zu seiner großen Verwunderung vor sich den Platz mit Schnee bedeckt, während ringsumher alles in grüner Sommerpracht stand; auch das Heiligtum, welches er in den Rosenbusch gehängt hatte, war

daran festgefroren, und dennoch blühten am Busche die Rosen weit schöner, als sie vorher geblüht hatten. Da merkte der Kaiser, daß Gott hier ein Wunder getan habe, und gelobte, auf der Stelle, wo der heilige Schnee gefallen war, eine Kirche zu bauen. Noch sann er über diesen frommen Voratz nach, als Hundegebell und Waldhörner durch den Wald erklangen; sein Jagdgesolge kam herbei und war hoch erfreut, den Herrn gesund und wohlgemut wiederzufinden. Nun erzählte der Kaiser, welchen Wink ihm Gott gegeben habe, und befahl, auf der heiligen Stätte sofort eine Kapelle zu erbauen; der Rosenstock aber, der das Heiligtum so fest gehalten hatte, sollte nicht ausgerottet werden. So geschah es; es entstand da als erstes Gebäude von Hildesheim eine kleine Kapelle, die noch heute steht. Auch der Rosenstock grünt und blüht noch heute an der uralten Mauer, und ist seinesgleichen nicht weiter in der Welt zu finden.

Brüder Grimm.

49. Der Bischofshof.

Zur Taufe mußte die Belehrung kommen und regelmäßige Seelsorge und geordnete kirchliche Verwaltung. Darum beschloß Karl, Bistümer und Klöster in Sachsen einzurichten und noch immer mehr Kirchen erbauen zu lassen. Als der Krieg zu Ende war, führte er sein Vorhaben aus. Acht Kirchen, die ältesten und bedeutendsten, zeichnete er besonders aus und machte sie zu Bischofskirchen. Es waren die Kirchen zu Münster, Osnabrück, Bremen, Verden, Minden, Paderborn, Elze (Hildesheim) und Halberstadt. Neben jeder Kirche sollte nun ein Bischof wohnen, der die geistliche Aufsicht über ein größeres Gebiet führen sollte. So entstanden in Sachsen acht Bistümer oder Diözesen, deren Grenzen heute noch an verschiedenen Stellen in den Grenzen zwischen den Provinzen Hannover, Westfalen und Sachsen und in deren Regierungsbereichsgrenzen fortbestehen. Ostfriesland kam zum Bistum Münster, und Südsachsen (Göttingen-Grubenhagen) blieb bei Mainz. An der Homburg, beim heutigen Stadtoldendorf, trafen sich die Bistümer Hildesheim, Minden, Paderborn und das Erzbistum Mainz. An jedem Bischofssitze wurde als Hauptkirche ein Dom oder Münster erbaut; davon erhielt Mismigardesford in Westfalen seinen neuen Namen Münster. Bei dem Dome wurden rings um den Domhof Wohn- und Verwaltungsgebäude für den Bischof und seine Beamten, die Domherren oder das Domkapitel, errichtet. Die Domherren wohnten und lebten wie Mönche, hielten den Gottesdienst, berieten zusammen mit dem Bischof und zogen in seinem Auftrage

nach den einzelnen Pfarreien und Archidiafonaten, um überall nach dem Rechten zu sehen. Land und Höfe, die der Bischofskirche gehörten, verwaltete der Bischof nicht selbst. Dazu hatte er einen obersten weltlichen Beamten. Das war der Advokat oder Vogt. An ihn mußten die hörigen Leute ihre Steuern und Abgaben bezahlen; er richtete über Recht und Unrecht, hatte Kriegsknechte und schützte das Bistum, wenn es nötig war, vor Feinden. Zu dem Bischofsitze gehörten Gärten, Aecker, Wiesen und Wald, Scheunen und Ställe, Knechte und Arbeitsleute, und man merkte es schon von außen, daß der Bischof, der hier wohnte, kein einfacher Geistlicher war, sondern ein regierender Herr, der wie ein Fürst Macht und Gewalt über sein Bistum hatte.

50. Was Eilika von Reinhausen dem Domkapitel zu Hildesheim schenkte.

Nach und nach faßte das Christentum Wurzel, und zahlreiche Stiftungen und Schenkungen aus sächsischen Familien beweisen, wie dankbar man der Kirche und wie besorgt man um das Seelenheil war, das man aus den Händen der Kirche erwartete. Die Schenkungen der Eilika von Reinhausen an das Domkapitel zu Hildesheim lassen uns einen Einblick tun in die Fülle der Gaben, gleichzeitig auch in die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der nachkarolingischen Zeit. — Die Schenkung umfaßte: einen Meier und sechs Hörige zu Hensensen, einen Meier, drei Hörige und vier Slaven in Diemarden, einen Meier, drei Hörige und vier Slaven in Weende, ein Vorwerk mit elf Hörigen in Sudheim. Der Zins dieser und anderer Pflchtigen betrug: 74 Malter und 20 Hinten Weizen, 128 Malter und 156 Hinten Roggen, 82 Hinten Hafer, 60 Hinten Weizenmalz, 90 Hinten Gerstenmalz, 316 Hinten Hafermalz, 134 Hinten Malz ohne nähere Bezeichnung, 53 Schock Stroh, 12 Malter Gemüse, 3 Malter Hopfen, 6 Malter Käse, 5 Malter Salz, 6 Ziegenfelle, eine Quantität Flachs, 490 Fuder Ziegen oder Schindeln, 6 Fuder Holz, 300 Eier, 67 Schweine und 17 Ferkeln, 112 Schafe, 20 Gänse, 64 Hühner, 6 Boten Wachs, 250 hölzerne Schüsseln, 9 Solidi, 5 Solidi für Fische, 4 Stück Tuch, Palten genannt, welches die Slaven zinsen mußten.

51. Corvey.

Sollte das Christentum zu allen Sachsen kommen, so mußten genug Priester da sein, die es auch in den entferntesten

und kleinsten Orten verkündeten. Daher wurden auch im Sachsenlande Klöster gegründet, aus denen predigende und lehrende Mönche und Priester hervorgehen sollten. Das erste Kloster im Weserlande war das Bonifatiusstift zu Hameln, das bedeutendste wurde Corvey bei Hörter. Schon Karl der Große hatte es geplant. Nach seinem Tode führte Ludwig der Fromme das Werk aus. Benediktinermönche kamen aus Corbie an der Somme, hieben oben im Solling am Moosberg*) die Waldbäume um, brauchten Richtmaß und Kelle und bauten im Jahre 816 das Kloster Neu-Corbie. Da aber das Klima zu rauh, der Boden zu feucht und karg war, so verlegte Ludwig einige Jahre später (822) das Kloster in das freundlichere Wesertal, neben den Königshof Huzori (Hörter), wo noch heute die Thürme der Abtei Corvey in den Wellen der Weser sich spiegeln. Von Corvey aus gingen die Mönche an beiden Seiten der Weser in jedes Dorf, lehrten und taufte, bauten Kapellen und Kirchen, hielten Messe und hörten Beichte und beerdigten die Toten mit dem göttlichen Segen. Die Leute gaben dafür dem Kloster Getreide und Vieh, Eier, Wachs, Wolle und Flachs und andere Dinge. In die Schule des Klosters gingen die Söhne der umwohnenden Sachsen und lernten dort neben den Lehren des Christentums Schreiben, Lesen und die Anfangsgründe verschiedener Wissenschaften. Die Mönche des Klosters und die hinausziehenden Priester gaben in fleißiger Arbeit im Kloster und auf dem Acker, in Wandel und Gesinnung den umwohnenden Sachsen treffliche Vorbilder. Immer mehr wandten sich daher auch die Herzen des Volkes dem Christentum zu. Bald gründeten nun auch vornehme sächsische Edelfinge selber Klöster und Kirchen im Lande, so die Nachkommen Wittekind's in Wildeshausen an der Hunte und der spätere Sachsenherzog Ludolf das Nonnenkloster Gandersheim für die Töchter sächsischer Edelfinge.

52. Gewissenskämpfe eines Sachsen.

Müde bin ich all des Jammers!
 Kläglich ist es, Krieg zu führen
 mit dem Biber, mit dem Reiher,
 mit des Wildbanns armen Tieren.
 Schon zuviel des Streits! Im Hader
 bin ich mit dem fremden Gotte,
 mit dem Fremden und am meisten
 mit mir selbst, mir selbst zum Spotte. —
 Winnemar, mein großer Ahne,

*) Jetzt Neuhaus im Solling.

schlug den Wurm mit hartem Schwerte,
 der im Stein des Eschenberges
 haust' und rings das Land verheerte.
 Heißer war des Vaters Kämpfen
 mit dem welschen Ungeheuer,
 das uns schnürt mit erz'nen Ringen,
 das uns sticht mit Dampf und Feuer.
 Und der Sohn? Er hockt am Herde
 und, im Schoß die schlaffen Hände,
 stiert er ratlos in die Wolken,
 stiert er tatlos in die Brände.
 Soll er Schaffearbeit üben?
 Soll er mit den Mägden spinnen?
 Soll er reuten mit den Knechten,
 Brot und Zehnten zu gewinnen?
 Soll er, wie der Stier am Wagen,
 sich dem Frankenjoch bequemen?
 Soll er vor dem Kreuz sich bücken
 und das Christenwasser nehmen?
 Soll er Mark und Gau durchfliegen,
 um den alten Haß zu schüren,
 und die schnell empörten Stämme
 schnell zum Racheffriege führen?
 Soll er nach der Pfalz zu Nachen
 für sein Volk zum Zweikampf reiten,
 und auf Leben und auf Sterben
 mit dem frommen König streiten?
 Leere Nacht, wohin ich schaue!
 Hand und Fuß umwob die Norne
 mit des Schicksals dunklen Fäden,
 die sie spann in ihrem Zorne.
 Fliehen möcht' ich zu des weiten
 Wendelmeers entleg'nem Strande,
 das der Menschenwelt Getümmel
 trennt vom stillen Geisterlande.
 Wodan nur, der Rätsellöser,
 kann das rechte Wort mir sagen,
 doch er schweigt; die Götter alle
 schweigen — und ich muß verzagen.

Aus: fr. W. Weber, Dreizehntinden (Corvey).

53. Herzog Ludolf und die Gründung Gandersheims.

852.

In Gandersheim ragt hoch über die Dächer der Stadt die uralte Stiftskirche, die noch von dem Kloster Gandersheim

herrührt, das einst der erste und älteste Herzog von Ostfriesland an der Gande gegründet hat. Ludolf hieß er und ist der Stammvater des Geschlechts der Ludolfinger, das vom Jahre 852 ab fast durch zweihundert Jahre unseren Heimatlanden den Herzog und durch hundert Jahre dem Reiche den kaiserlichen Oberherrn gegeben hat. Ludolf war im Leine- und Weserlande reich begütert und angesehen bei jedermann. Er und viele andere Grafen, Herren und Fürsten unseres Landes waren vom ersten König des alten Deutschen Reiches, von Ludwig dem Deutschen, zu einer Reichsversammlung nach der oberen Weser eingeladen worden, nach dem Orte, wo die Neme in die Weser mündet und der darum Niemende oder Niemende hieß, heute aber Bursfelde genannt wird. Dasselbst wollten sie einen Herzog für das Ostfriesland wählen, und alle waren der Meinung, daß Ludolf am besten des Landes Heerbann führen und des Reiches Grenze gegen Normannen, Slaven und Ungarn schützen könne. So war er der Herzog von Ostfriesland geworden.

Ludolfs Geschlecht war früh zum Christentum übergetreten. Um ihre Frömmigkeit zu beweisen, hatten Ludolf und seine Gemahlin Oda zu Brunstaschhusen, nicht weit von der Gande, ein Nonnenkloster gegründet und ihre Tochter Hathumod zur Aebtissin weihen lassen. Sie waren selbst nach Rom gepilgert und hatten vom Papst die Erlaubnis geholt, das Kloster bauen zu dürfen. Bald aber wurde es zu enge, und Ludolf beschloß ein größeres zu bauen, wußte aber nicht wo, und war darüber in großer Sorge.

Nun hatte das Kloster weiter unten im Gandelale einen Meierhof als Vorwerk. Es war umher viel sumpfiger Wald, wo des Klosters Schweine gehütet wurden. Da geschah es einmal, daß zwei Tage vor Allerheiligen an der Stelle, wo noch heute in Gandersheim das Stift steht, viele Lichter erschienen und die ganze Gegend erhellten. Das sahen die Hirten, waren bestürzt und meldeten es ihrem Meier. Der sah in der folgenden Nacht mit den Hirten zusammen dasselbe Wunder. Als das dem Herzog Ludolf, der in der Gegend weilte, angezeigt wurde, wartete auch er in der Nacht auf Allerheiligen auf das wunderbare Ereignis. Und siehe! wieder waren die Lichter da und machten diesmal die Nacht zum Tage. So hell waren sie. Da dachte der Herzog: „Das muß der rechte Ort sein; Gott selbst hat ihn dir gewiesen.“ Und er ließ daselbst den Wald ausroden, die Dornen entfernen und die Gegend einebnen, damit des Klosters Kirche daselbst gebaut werden könnte. Doch bald fehlte es an Steinen, und der Bau geriet ins Stocken. Da flehte Ludolfs

Tochter Hathumod, des Klosters Aebtissin, zu Gott um Hülfe, und eine Taube erschien, flog hin und her und zeigte ihr mitten im Walde einen mächtigen Felsen; der lieferte Steine genug. Und als das Kloster fertig war, erhielt es den Namen Gandesheim, und bei ihm ist die Stadt Wandersheim nach und nach hervorgewachsen.

54. Herzog Heinrichs Rettung auf Pfalz Grona.

915.

Ludolfs Großsohn war Herzog Heinrich, der 919 deutscher König wurde und uns allen als Heinrich der Vogler oder Heinrich der Städtegründer bekannt ist, von dem wir so gern singen: „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd recht froh und wohlgenut“.

Wie Herzog Heinrich einst auf der Pfalz Grona, die auf dem kleinen Hagen beim heutigen Göttingen stand, vor seinen Feinden gerettet wurde, davon wird folgendes erzählt:

Konrad von Franken war deutscher König geworden im Jahre 911, und er wollte südliche Teile des Herzogtums Sachsen an sich reißen. Das wollte Herzog Heinrich nicht zugeben, und es entspann sich ein Krieg, der im Tale der Diemel zwischen Sachsen und Franken ausgefochten wurde. König Konrad hatte seinen Bruder Eberhard gesandt; aber der wurde bei der Eresburg, dem heutigen Ober-Marsberg an der Diemel, so geschlagen, daß das Frankenheer fast ganz vernichtet war, und die fahrenden Säger, die durch's Land zogen, sangen spottend: „Die Hölle ist nicht groß genug, die gefallenen Franken zu fassen.“

Nach der Schlacht entließ Heinrich seine sächsischen Heer- bannleute, zog mit wenigen Begleitern in den Leinegau und blieb auf der Pfalz Grona.

Da zog König Konrad selbst aus, um Heinrich aufzusuchen. Als er vernahm, daß der Herzog in der Burg Grona sei, sandte er Boten zu ihm und ließ ihm sagen: „Ergib dich freiwillig, so werde ich dein Freund sein; wo nicht, so wird mein ganzes Frankenheer über dich kommen.“ Während der Zeit kam Graf Thietmar, ein kriegsfundiger, gewandter und schlauer Mann, fand die Gesandten des Königs noch anwesend und fragte sogleich: „Wo soll das Heer, das ich dir zuführe, Herr, sich lagern?“. Als der Herzog von einem Heere hörte, wurde er guten Muts; denn fast hätte er sich den Franken ergeben. Und er fragte: „Wieviel Haufen führst du mit dir?“ „Gegen dreißig!“ antwortete Thietmar. Kaum hörten das die fränkischen Gesandten, kehrten sie getäuscht zu ihrem König

zurück und berichteten: „Das Heer der Sachsen ist größer als das unsere; wir vermögen nicht, es zu überwinden.“ Eiligst zog der Frankenkönig mit seinen Kriegern davon. Nachdem aber die fränkischen Gesandten eben von der Pfalz fortgegangen waren, wollte der Herzog die dreißig Kriegshaufen sehen und sprach zu dem Grafen: „Wo ist das Heer, das du mir zugeführt hast?“ Da lachte Thietmar und sagte: „Ich habe ja nur fünf Mann bei mir; ich sah aber, in welcher Gefahr du warst, darum wandte ich die kleine Kriegslift an, um dich zu retten.“ So hatte Thietmar mit fünf Mann das ganze Frankenheer verjagt.

Nach Widukind von Corvey.

55. Pfalz Grona.

1.

Herr Heinrich, Herr zu Sachsenland,
Der war ins Feld gefahren
Und hatte bald mit starker Hand
Besiegt der Franken Scharen.
Vom Sachsenschwert im Diemeltal
Erschlagen liegen allzumal
Des Königs Konrad Krieger.

Und fahrend Volf verkündet weit
Durch alle Gau'n und Lande:
„Das Frankenheer erlag im Streit,
Erwarb sich Schmach und Schande.“
Und spottend klang's bei Sang und Spruch:
„Ist wohl die Hölle groß genug,
Die Franken all' zu fassen?!“

Herr Heinrich reitet westerwärts
Mit seinen Sachsenmannen
Und spricht voll Dank und heiterm Scherz:
„Nun zieht getrost von dannen
Zu Weib und Kind in heim'scher Mark,
Und haltet euch bereit und stark,
Bis ich aufs neu' euch rufe!“

Er selber aber läßt sein Roß
Durch Wald und Berge traben,
Begleitet nur von kleinem Troß
Geireuer Knecht' und Knaben.
Und bei des Tages letztem Schein
Da reitet froh der Sieger ein
In seine Pfalz zu Grona.

„Hier“, spricht er, „will vom Kampf ich ruhn,
 Will meinen Acker bauen
 Und will in Friedenstagen nun
 Nach Recht und Ordnung schauen,
 Daß Segen blühe jedem Gau
 Und grünen möge Feld und Au
 Im weiten Sachsenlande!“

2.

Ins Frankenland kam Kunde her:
 „Auf! auf! ins Land der Sachsen!
 Der Herzog Heinz ist ohne Heer,
 Sieht sein Getreide wachsen
 Und labt in Ruh den müden Leib,
 Schafft Kurzweil sich und Zeitvertreib
 Auf Grona an der Leine.“

Der König Konrad streicht den Bart:
 „Bei Gott! Das soll mir glücken!
 Nun werden wir in Heeresfahrt
 Burg Grona schnell berücken.
 Ob Herzog Heinrich Sieger ward —
 Soll ihn mein Bruder Eberhard
 Gefangen vor mich führen!“

3.

Pfalz Grona schaut im Leinetal
 Weit aus mit Turm und Zinnen.
 Herr Heinrich sitzt im Herzogsaal,
 Verloren tief im Sinnen. — —
 Da sprengt die Tür des Herzogs Knab':
 „Viel feinde zieh'n das Tal herab!
 Rings starrt das Feld in Waffen!“

Der Herzog späht von hoher Wacht,
 Spricht sorgend: „Das sind Franken!
 Die wollen für die Diemelschlacht
 Sich heut' bei mir bedanken.
 Bei Gott! Das ist nicht feine Art!
 Als Häscher kommt Herr Eberhard
 Und nicht als Königsbote.“

Und eh' der Herzog recht sich faßt,
 Wie er entgeh' der Falle,
 Tritt schon der ungebet'ne Gast
 Zu ihm her in die Halle.
 Und andere Boten folgen ihm.

Sie fordern feck und ungestüm:
„Ergib Dich, Herzog Heinrich!“

Da reckt der Herzog sich empor:
„Ergeben mich? Freiwillig?
Das kommt bei uns zu Land nicht vor;
Kauft man bei Euch so billig?
Daß jeder nur von Euch es weiß,
Herr Eberhard, Ihr zahlt den Preis
Mit Eurem eig'nen Blute!“

Und blitzschnell flirrt der blanke Stahl.
„Wohlan denn! laßt uns fechten!“ — — —
Da stürmt Graf Thietmar in den Saal,
Winzt mahnend mit der Rechten:
„Herr Herzog, laßet ab vom Streit,
Getreue Mannen sind nicht weit,
Sie bringen Hülf' und Rettung.

Wohl dreißig Haufen zählt mein Heer,
Und deines Winz's gewärtig,
Steh'n alle Mann mit Schild und Speer
Und Schwert — zum Kampfe fertig!
Und eh' zur Neige geht der Tag
Steht schon das Heer am Gronebach.
Wo soll ich's Lager schlagen?“

Da senkt der Herzog Arm und Schwert;
Und musternd scharf die Runde
Spricht er: „Graf Thietmar, Recke wert,
Habt Dank für diese Kunde!
Doch der die Falle mir gestellt,
Den Häfcher will im blachen Feld
Im eig'nen Strick ich fangen!“

Die Königsboten hören, seh'n
Und staunen und erbleichen,
Und still, als wäre nichts geschah'n,
Sie drauf von dannen schleichen.
Schnell zieht der Franken Heer waldein.
Herzog und Graf schau'n hinterdrein,
Des feinen Sieg's sich freuend.

Dann reicht der Herzog wohlgemut
Dem Grafen beide Hände:
„O Thietmar, das war trefflich gut,
War eine schnelle Wende! —
Nun kommt und laßt uns gleich erschau'n,

Wo wir dem Heere Hütten bau'n,
Das Ihr mir zugeführet."

Da hat Graf Thietmar hell gelacht:
„O Herr, das mit dem Heere,
Das war nur Trug! — Was ich gebracht —
Fünf Mann sind's und fünf Speere!
Ich kam, vernahm der Franken Tat
Und wußte keinen besser'n Rat,
Vom Feind Euch zu befreien."

„Was?" ruft der Herzog allsogleich,
„Die Mår war nur erdonnen?" —
Dann habt Ihr ohne Schwertesstreich
Hier eine Schlacht gewonnen
Und mich von Frankengarn befreit!
Graf Thietmar, bis in fernste Zeit
Wird Eure List man loben!

Und nun bleibt hier zu guter Rast
An Leine und an Grone
Als Eures Herzogs Freund und Gast
Und meiner Mannen Krone! —
Hier! Nehmt den Becher voll zur Hand!
Heil unserm Volke, unserm Land!
Und Segen seinen Fluren!"

Aug. Tecklenburg.

56. Heinrich der Vogler¹⁾.

919.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut.
Aus tausend Perlen blinkt und blizt
Der Morgensonne Blut.

In Wies' und feld, in Wald und Au,
Horch, welch' ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

¹⁾ Als Orte, wo dem Herzog Heinrich beim Finkenfang die deutsche Königskrone angeboten wurde, werden außer Quedlinburg genannt Pöhlde bei Herzberg, wo ein alter Ringwall auf dem Rotenberge den Namen König Heinrichs Vogelherd führt; außerdem die Staufenburg a. H. mit dem Heinrichswinkel, die Burg bei Gittelde mit der Heinrichshöhe, die Vogelsburg und das Dorf Vogelbeck bei Salzderhelden. Die Vogelsburg trägt wie der Rotenberg einen mächtigen Ringwall. Seesen, Herzberg, Scharzfeld werden ebenfalls als Jagdhäuser Herzog Heinrichs genannt.

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
 „Wie schön ist heut' die Welt!
 Was gilt's? heut' gibt's 'nen guten Fang!“
 Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
 Das blondgelockte Haar.
 „Ei doch! was sprengt denn dort herauf
 Für eine Reiterschar?“

Der Staub wallt auf; der Hufschlag dröhnt;
 Es naht der Waffen Klang;
 „Daß Gott! die Herrn verderben mir
 Den ganzen Vogelfang!

Ei nun! was gibt's?“ — Es hält der Troß
 Vor'm Herzog plötzlich an;
 Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
 „Wen sucht ihr Herrn? sagt an!“

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
 Und jauchzen: „Unsern Herrn!
 Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
 Des Sachsenlandes Stern!“

Dies rufend knie'n sie vor ihm hin
 Und huldigen ihm still
 Und rufen, als er staunend fragt:
 „'s ist deutschen Reiches Will'!“

Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
 Hinauf zum Himmelszelt:
 „Du gabst mir einen guten Fang,
 Herr Gott! — Wie dir's gefällt!“

II. Vogl.

57. Der Vertrag von Werla.

924.

Im Oderwalde, links von der Oker, steht nicht weit von dem Orte Burgdorf ein großer Denkstein. Der soll uns daran erinnern, daß hier einst die Burg und Pfalz Werla gewesen ist. Keine Ritterburg mit hochragenden Mauern und Türmen, sondern eine altfächische Holzburg, umgeben mit Zaun und Pfahlwerk, Wall und Graben. Nach Osten zu lag vor der Burg ein weites, ödes Steinfeld, das gänzlich unbebaut war. Es galt als Grenz- und Schutzöde gegen die Feinde, die von Osten her ins Land eindringen wollten.

Es geschah aber im Jahre 924, daß die wilden Ungarn, wie schon öfter, auf ihren schnellen Pferden wieder ins Land

einbrachen und alles verwüsteten, die Höfe beraubten und verbrannten, Vieh und Menschen töteten. Die Leute flohen daher mit Kind und Kegel und Vieh in das Dickicht der Wälder und auf die Höhen der Berge, wo sie sich hinter hohen Erdwällen verborgen hielten.

König Heinrich aber war mit seinen sächsischen Heerleuten in die Burg Werla gezogen, um von da aus den Ansturm der Ungarn abzuwehren; denn in offener Feldschlacht konnte er ihnen nicht begegnen, weil die Sachsen nur Fußvolk, die Ungarn aber sämtlich Reiter waren.

Als nun die Ungarn in wilden Haufen durch das weite Steinfeld heranschwärmten, mußten sie vor Burg Werla halt machen und überlegen, wie sie da hinauf- und hineinkommen wollten. Und als sie sich daselbst lagerten, schickte König Heinrich seine flinksten und verwegensten Krieger aus; sie sollten heimlich vorgehen und die Ungarn überfallen. Das geschah, und es kam eine Verwirrung unter die Feinde, wobei es gelang, den ungarischen Heerführer Zoltan gefangen zu nehmen und nach der Burg Werla vor König Heinrich zu bringen.

Weil aber die Ungarn ohne ihren Führer nichts anfangen konnten, so sandten sie Vermittler in die Burg zum König und ließen ihm sagen: „Gib du uns unsern Führer frei, und wir geben dir Gold und Silber in Menge“.

„Was soll mir euer Gold?“ sprach der König, „es ist meinem Lande nichts nütze. Was wir gebrauchen, ist Friede! Darum behaltet euer Gold; aber laßt die Waffen stille stehn und zieht zurück in euer Land, so will ich euren Führer loslassen“.

„Das ist zuviel verlangt“, versetzten die Ungarn; „wir sind nun einmal hier im Lande und lassen uns so leicht nicht ablaufen. Wir werden weiter dein Land verwüsten, wenn du nicht willig bist.“

„So gewährt mir einen Waffenstillstand von neun Jahren“, stellte König Heinrich dann als Bedingung.

„Und sollen wir mit leeren Händen nach Hause kommen, ohne Beute? Und wir können uns doch heute und jedes Jahr Beute in Fülle aus eurem Lande holen! Und glaub' nur, wir kommen Jahr für Jahr. Was bietest du uns für den Verzicht?“

Da sprach der König: „So will ich euch für die Beute alljährlich einen Tribut zahlen in Vieh und Getreide, in Gold und Silber.“

Damit waren die Ungarn zufrieden; sie schlossen mit König Heinrich einen Vertrag, wonach er den Führer Zoltan

losließ und neun Jahre lang einen Tribut an die Abgesandten der Ungarn zahlen wollte; die Ungarn aber versprachen, sofort abzuziehen und in neun Jahren nicht wiederzukommen. Das sah aus, als ob König Heinrich schwach und bange gewesen wäre; er wußte aber wohl, was er tat; denn er wollte die Zeit benutzen, sich gegen die Ungarn zu rüsten, um sie dann besiegen und für immer aus dem Lande vertreiben zu können.¹⁾

58. Heinrichsagen von der Vogelsburg bei Salzderhelden.

Heinrich der Finkler.

Neben dem Dorfe Vogelbeck bei Salzderhelden erhebt sich eine bewaldete Bergkuppe, die den Namen „Vogelsburg“ führt. Auf dem Berge sind noch Wälle und Gräben zu sehen, wie bei einer Burg, und eine Stelle wird noch als Küchengarten bezeichnet. Da soll vor tausend und mehr Jahren eine Burg gestanden haben, worin Kaiser Heinrich der Vogelfestlicher wohnte, und weil er hier einen Finkenfang oder Vogelfestherd gehabt hat, so hieß sie die Vogelsburg.²⁾ Ein Bächlein fließt von da herab. Das ist die „Vogelsbeck“, daraus wurden des Kaisers Vögel getränkt. Wenn Heinrich nach der Vogelsburg wollte, so fuhr er auf dem uralten, breiten Höhenwege, der sich neben dem Leineale zwischen den Dörfern Hohnstedt und Ahlshausen hinzog und der heute noch der Karweg heißt. Als Heinrich wieder einmal auf der Vogelsburg sich mit Finkenfang beschäftigte, — er war damals noch Herzog — wurde er plötzlich abgerufen. Da ist er ganz ärgerlich geworden und hat gesagt: „Laßt mich doch zufrieden: einen Finken muß ich wenigstens noch fangen!“ Und er blieb so lange, bis er seinen Willen hatte. Die Leute aber, die auf ihn warteten, wollten ihm die Nachricht bringen, daß er zum Kaiser gewählt sei. Davon hat er den Beinamen „der Finkler“ erhalten. Von der Vogelsbeck aber erhielt das Dorf Vogelbeck seinen Namen.

¹⁾ König Heinrichs Wirken und Leben wurzelt stark in unserm Heimatslande. Er ist recht eigentlich „unser“ deutscher König, wie er ja auch für unser heimatisches Sachsenland in besonderer Weise sorgte. In der Pfalz Walhausen am Kyffhäuser feierte Heinrich Hochzeit mit Mathilde; Grona an der Leine verschrieb er ihr zum Witwenlohn. Pöhlde und Duderstadt zum Leibgedinge. In Werla an der Oker schloß er den neunjährigen Waffenstillstand mit den Ungarn; Gandersheims Benediktinerinnenkloster, die Stiftung seiner Familie, fand seine feste Unterstützung; zu Rodfeld auf dem Harz erkrankte er, bevor er sich in Memleben zum Sterben legte und in der Abtei zu Quedlinburg begraben wurde.

²⁾ Es handelt sich um eine sogenannte Vollsburg, um drei ineinanderliegende Ringwälle von besonderer Größe.

Der goldene Weizen.

Wunderbares erlebte auf der Vogelsburg einst ein Bauer an der Stelle, wo ehemals Kaiser Heinrichs Burg gestanden haben soll. Er fand da zwei schneeweiße Tafen ausgebreitet und darauf lauter goldgelben Weizen, der war so rein und blank, als ob eine Taube ihn ausgelesen hätte. Verwundert beschah er den Weizen, ließ ihn wie zur Probe durch seine Hand laufen und steckte einige Körner ein. Die wurden in des Mannes Tasche zu Goldkörnern. Als er das merkte, ging er zurück, fand aber die Tafen nicht wieder; nur einige bei Seite gefallene Körner lagen da, die auch zu Goldklumpen geworden waren. Er nahm sie auf und sagte ärgerlich: „Ei, hätte ich mir doch eine ganze Handvoll mitgenommen!“

Die Musikanten von Ahlshausen.

Weil Heinrich der Vogelfsteller so gern auf der Vogelsburg war, soll er nach seinem Tode noch auf der Burg gesehen sein und nachher in dem Berge gewohnt haben. Auch ist da öfter eine weiße Jungfrau gesehen; die erschien plögl'ich und war ebenso schnell wieder verschwunden. Einmal sind vier Musikanten von Ahlshausen über die Vogelsburg nach Einbeck gegangen. Als sie oben auf der Burg sind, kommt dem einen ein kühner Gedanke. „Wir wollen dem Kaiser Heinrich, dem Vogelfsteller, zu Ehren ein Stückchen spielen!“ sagt er. Die anderen sind einverstanden, und sie spielen ihr Schönstes und Bestes, daß es eine Lust ist. Als sie fertig sind, erscheint mit einem Male die weiße Jungfrau in langem weißen Gewande und hat einen Teller, darauf liegen vier weiße Knochen, und die hält sie ihnen hin und sagt: jeder sollte einen davon nehmen. Ganz bestürzt sind die Musikanten; keiner wagt ein Wort zu sagen, und stillschweigend nimmt jeder einen Knochen hin. „Was soll mir der wertlose Knochen helfen?“ denken drei von den Musikanten und lassen ihn still auf die Erde fallen. Einer aber steckt ihn in die Tasche. Nach einiger Zeit wird ihm die Tasche immer schwerer, und er greift hinein, um den Knochen genauer zu besehen. Und siehe — der Knochen ist zu Gold geworden. Da laufen die anderen schnell nach der Stelle zurück, wo sie ihre Knochen haben fallen lassen, finden aber nichts und setzen ärgerlich über sich selbst ihren Weg fort nach Einbeck. Wären sie zufrieden gewesen, so hätten sie genug gehabt für ihr Lebtag.

59. Wie Adelebsen entstand.

König Heinrich I., der Vogler, wohnte gern auf seiner Pfalz Grona im Leineetal, mit ihm seine Gemahlin Mathildis.

Wenn das Königspaar zu Grona Hof hielt, so waren dort viele Fürsten und Herren, Ritter und Edelfrauen beisammen. Die waren des Königs Hofstaat und mußten dem König und der Königin dienen. Es war aber da ein Hoffräulein mit Namen Adelheid, die war mit dem Ritter Dietmar verlobt. Und weil sie bei Hofe beliebt und wohlgelitten war, so sprach König Heinrich zu ihr: „Wünsche dir etwas zu deiner Hochzeit, und ich will es dir geben.“ Adelheid aber wußte nicht, was sie sich wünschen sollte. Da sagte der König: „So nimm mein bestes Pferd und reite aus von der Pfalz, und das Land, das du in einem Tage umreiten kannst, das will ich dir als Brautgabe schenken.“ Adelheid schwang sich aufs Pferd und ritt davon durch Feld und Wald, über Berg und Tal, und ritt den ganzen Tag immerzu und ritt so um die ganze Gegend, wo jetzt Adelebsen mitten drin liegt, und das ganze Land wurde ihr Eigentum. Als aber Dietmar und Adelheid sich vermählt hatten, bauten sie auf einem Felsen an der Schwülme eine Burg und wohnten daselbst und nannten sie Adelheidshufen¹⁾ oder Adeleifshufen, woraus der Name Adelebsen entstanden ist. Später bauten die Herren von Adelebsen ein Schloß an die Stelle. Am Fuße der alten Burg und des Schlosses bauten sich manche Leute an. So entstand der Flecken Adelebsen. Wenn du von Göttingen mit der Bahn nach Bodensfelde fährst, so kannst du Schloß und Flecken im Sonnenschein leuchten sehen.

60. Wie die Silberadern im Rammelsberge entdeckt wurden.

Wie sein Vater Heinrich, so hielt sich auch Kaiser Otto der Große gern auf dem königlichen Hofe an der Gose auf, aus dem die Stadt Goslar hervorgegangen ist. Wohl wußte man, daß in den nahen Bergen Silber und andere Metalle steckten; aber die reichen Silberadern des nahen Rammelsberges wurden doch erst zu Kaiser Ottos Zeiten entdeckt. Das ging nach der Sage so zu:

Kaiser Otto hatte einmal sein Hoflager auf der nahen Harzburg und hielt mit seinem Gefolge eine Jagd ab in den Wäldern des Harzes. Einer der kühnsten Jäger, der Ritter Ramme, verfolgte einen Hirsch und kam dabei an den hohen Berg bei Goslar, der heute der Rammelsberg heißt. An

¹⁾ Im Jahre 990 wird Adelebsen urkundlich in einer Schenkung Kaiser Ottos III. an seine Schwester erwähnt und heißt Ethelevessen. Andere Formen des Namens sind: Adelvessen, Adelevessen, Adelebsen, Adeliebssen.

den steilen Hängen und in dem wilden Walde war ihm jedoch sein Pferd im Wege. Er stieg daher ab, band es an einen Baum und setzte die Verfolgung zu Fuß fort. Da geschah es, daß das Pferd öfter mit seinen Hufen die Erde wegscharrte, und unter Rasen und Gestein kam etwas Helles, Glänzendes zu Tage. Als Ramme zurückkehrte, um sein Pferd zu holen, bemerkte er den silbernen Schimmer, sah nach und merkte, daß es Silber- und Bleierze waren. Er selbst schürfte nun nach und fand, daß sie sich wie eine silberne Ader durch den Berg zogen. Voller Freude meldete er den Fund seinem kaiserlichen Herrn. Der befahl, daß an dem Berge noch weiter gegraben und eingeschlagen würde. Bergleute kamen und schlugen einen Stollen in den Berg, und so entstand ein Bergwerk, das bald reichen Ertrag lieferte und immer mehr Bergleute nach Goslar lockte. Der Berg bekam nach dem Entdecken der Erzadern den Namen Rammelsberg. Und das Rammelsberger Bergwerk und mit ihm der Ort Goslar wurden berühmt durch ganz Deutschland.

Da die sächsischen Bauern im Bergwerk wenig erfahren waren, so rief der Kaiser auf Rammes Rat Bergleute aus Franken herbei, die neue Schächte und Stollen anlegten. Sie siedelten sich auf einer Anhöhe in der Nähe des Königshofes Goslar an, und noch heute heißt dieser Teil der Stadt Goslar der „Frankenberg“. Sachsen und Franken konnten sich aber schlecht vertragen, und die Straße zwischen den Wohnungen beider mußte durch Ketten und Schlagbäume abgesperrt werden. Erst in viel späterer Zeit hörte die Zwietracht auf.

61. Um die Kaiserkrone.

1002.

Die Kaiserwahl zu Werla.

Kaiser Otto III. aus ludolgingischem Geschlecht, der Enkel des großen Otto, war am 24. Januar des Jahres 1002 in Italien gestorben, erst 22 Jahre alt. Einen Erben hinterließ er nicht. So galt es, einen neuen Kaiser zu wählen. Drei Fürsten waren es, die sich um die Krone bewarben: Heinrich von Bayern, Hermann von Schwaben und Eckhard von Meissen. Wer sollte sie erhalten?

In der Pfalz Werla an der Oker hatten sich deutsche Fürsten versammelt. Es war im April. desselbigen Jahres. Sie wollten beraten, wer Kaiser werden sollte. Wortführer im Rat war Lothar von Walbeck, Markgraf der sächsischen Nordmark. Er sprach: „Was soll uns Eckard von Meissen? Er wird nur für seine Mark Meissen an der Elbe sorgen,

nicht für's Reich und nicht für unser Herzogtum Sachsen. Er ist auch sonst nicht der rechte Mann; er ist wortbrüchig und untreu. Laßt uns ihn nicht wählen! Auch Hermann von Schwaben nicht! Ich sage euch, Heinrich von Bayern muß es sein; er ist aus Ludolfingischem Geschlecht; sein Großvater ist der Bruder Ottos des Großen, sein Urgroßvater König Heinrich ruhmreichen Gedenkens. Des verstorbenen Kaisers Schwestern sprechen für ihn; Bayern stimmt seiner Wahl zu. Und wenn nun auch wir sächsischen Fürsten den Kaiser aus sächsischem Geschlecht erküren, so ist seine Wahl sicher; denn auch Willigis, der Erzbischof von Mainz, will den Kaiser aus sächsischem Stamm. Hermann von Schwaben wird sich fügen, und wenn Eckard von Meißen nicht will, so werden wir ihn zu händigen wissen, den Ungetreuen und Unhändigen!" Das Wort klang finster wie eine Drohung.

Da erwiderte einer der sächsischen Fürsten: „Markgraf Lothar, wir wissen wohl, daß du Eckards Freund nicht bist, weil er seine Tochter deinem Sohne nicht zur Gemahlin gegeben; aber das hat mit seiner Wahl zum Kaiser nichts zu tun. Du nennst ihn unbändig; ich nenne ihn einen vollendeten Mann, und viele andere meinen mit mir, daß er ein Schrecken der Feinde, eine Säule des Vaterlandes, eine Zierde des Reiches ist. Er vermöchte des Reich in diesen schlimmen Zeiten wohl zu schirmen. Er könnte darum ebenfogut zum Kaiser gewählt werden, wie Heinrich von Bayern.“

Es waren aber des verstorbenen Kaisers Schwestern, Sophie und Adelheid, auch in Werla zugegen und sprachen für den sächsischen Vetter Heinrich, und am Ende waren doch die meisten sächsischen Fürsten einig, daß sie nur ihn zum Kaiser wählen wollten.

Da geschah etwas Seltsames. Mitten in der Versammlung erschien mit einem Male Eckard von Meißen. Es war ihm angesagt, wie schlecht seine Sache stünde, und nun kam er selbst, um für sich zu wirken. Aber es war zu spät. Fast alle sächsischen Fürsten wählten Heinrich und wollten von Eckard nichts mehr wissen. Sein Feind Lothar von Walbeck hatte zu gut gegen ihn gearbeitet. Aufgebracht und voll Zorn über die Mißachtung, die er in Werla erfahren, drang er mit seinem Gefolge in die Halle der Burg. Da war gerade der Tisch gedeckt für die kaiserlichen Schwestern Adelheid und Sophie und andere Gäste. Was geschah? Eckard von Meißen setzte sich ungeladen mit seinem Gefolge an den Tisch und verzehrte höhnisch alles, was den Gästen zugeordnet war. Das erbitterte die Fürsten so sehr, daß nun auch keiner mehr für ihn war, und als er nun obendrein mit Droh- und Schmäh-

reden von Werla abzog, da dachte Lothar von Walbeck: „Warte nur, das wollen wir dir anfreiden, du unritterlicher Gesell', der du Kaiser werden wolltest!“

Der Fürstenmord zu Pöhlde.

Eckard ritt von Werla über Hildesheim, wo ihn Bischof Bernward ehrenvoll bewirten ließ, ins Land an der Leine, um Freunde zu besuchen und Anhänger zu gewinnen; er kam auch nach Moringen und Northeim und wollte über Pöhlde in seine thüringische Heimat zurück. Graf Siegfried von Northeim empfing ihn gastlich auf seinem Hofe, bewirtete ihn und sein Gefolge und gab ihnen gute Herberge für die Nacht. Aber Siegfrieds Söhne und andere waren keine Freunde Eckards und hatten sich verschworen: der Markgraf soll nicht lebendig nach Hause kommen. Ihre Mutter Ethelinde wußte davon, und es tat ihr leid, und am Morgen beim Abschied sprach sie heimlich zu Eckard: „Hütet euch wohl auf eurem Ritt nach Pöhlde; man trachtet euch nach dem Leben.“ Des war der Markgraf nicht sehr verwundert. „Ich habe treue Mannschaft“, sprach er, ritt über Catlenburg von dannen, gelangte ungefährdet nach Pöhlde und fand im Kloster freundliche Aufnahme und Quartier für die nächste Nacht.

Es war aber die Nacht zum 1. Mai, die Walpurgisnacht. Da sind böse Geister unterwegs auf der Fahrt nach dem Brocken. Haben sie im Kloster zu Pöhlde Einkehr gehalten? Wo ist die Ruhe der Nacht, der Friede des Klosters? Getöse und Waffenlärm, Geschrei und Kampfrufe erschallten. In den Saal, wo die fremden Gäste schlafen, sind in der Nacht feindliche Krieger eingedrungen und haben die Schlafenden überfallen. Siegfried von Northeim ist's, des Grafen Siegfried Sohn, mit seinen Verschworenen. Sie suchen Eckard von Meissen, können ihn aber in Gewirr und Dunkelheit nicht finden. Flammender Lichtschein zuckt auf im Saal. Um sehen zu können, hat man in der Not Kleider auf die Kohlen des Kamins geworfen. Der Feuerschein wird zum Verräter. Ein verschlossener Fensterladen wird aufgestoßen. In der Oeffnung erscheint eine Gestalt, beleuchtet vom Feuerschein. „Das ist Eckard, der Markgraf! Greift ihn!“ Ein Ringen entsteht um seine Person. Da springt der junge Graf Siegfried von Northeim vor und durchbohrt ihn mit seiner Lanze. Andere drängen sich heran und schlagen ihm das Haupt ab. „Nun bist du gerächt, Lothar von Walbeck, du und dein Sohn, und ein verderblicher Krieg um die Krone ist im Entstehen erstickt.“ Mit des Markgrafen Haupt als Siegesbeute ziehen Siegfried von Northeim und die Seinen von dannen. —

PH

Das war ein furchtbares Blutbad gewesen in der Walpurgisnacht. Abt und Klosterbrüder hatten es voll Grausen gesehen; selbst ihr Gebet hatte nicht Einhalt getan. Ihnen blieb nichts übrig, als die Toten zu beklagen und ihnen in der Morgenfrühe des ersten Maitages eine gemeinsame Grabstätte zu bereiten.

62. Das Gottesurteil zu Pöhlde.

1048.

(Michaelistag des Jahres 1048.) Braungolden liegt der Herbst auf den Südhängen des Harzes und dem langen Rücken des Rotenberges, der die Harzgelände vom Eichsfeld scheidet. Zwischen Harz und Eichsfeld, angeschmiegt an den Nordfuß des Rotenberges, liegt das Kloster Pöhlde. Durch die Wipfel der nahen Gerichtslinde streicht der Herbstwind. Blatt um Blatt rieselt aus dem breiten Geäst herab auf die vielhundertköpfige Menge, die auf alter Gerichtsstätte eines besonderen Schauspiels harrt.

Heute ist außerordentlicher Gerichtstag, „Gebotenes Ding“, und eine Klage auf Königsmord steht zur Verhandlung.

Vor Wochen schon kam die Kunde davon und lief von Ort zu Ort, von Mund zu Mund. Und nun sind sie herbeigekommen in großen Scharen: Mönche und Klosterschüler von Pöhlde, hörige Bauersleute vom Vorwerk und Herrenhof, freie Männer vom Harzrand und Ruhmesprung, Weiber und Kinder. Sie drängen heran und stehen in weitem Ringe um die Walstatt, wohl bedacht, Stab und Strohwisch nicht zu stören, mit denen der Fronbote die Dingstätte eingehegt hat.

Auf der Steinbank unter der Linde aber sitzt ernsten Angesichts der Graf des Eisgaues. Strick und bloßes Schwert liegen vor ihm auf dem Steintisch zum Zeichen, daß Tod und Leben in seine Hand gegeben. Vom Fuß zur Schulter ragt der geschälte Stab, das Zeichen der Gerichtsgewalt, die der Graf an Kaisers Stelle übt.

Rechts und links vom Grafen nimmt der „Umstand“ seinen Platz; das sind die Schöffen, die Männer, die das Urteil „schaffen“ helfen.

Beklemmende Stille jezt! Man hätte wohl mögen das Laub der Linde fallen hören. Starr wie aus Stein die Menge des Volkes, die Schöffen, der Graf.

Da erhebt sich der Graf, legt die linke Hand auf Strick und Schwert und gebietet Stille; mit dem Richterstab in der Rechten pocht er dreimal laut auf den Tisch. Das Gericht ist gehegt.

Mit vernehmlicher Stimme fragt der Graf die Schöffen: „Ist es Zeit, zu halten ein offenes Gericht?“ Und als die Schöffen die Frage bejaht, wendet sich jener zur Seite und spricht: „Arnold, Dienstmann des Grafen Billung, tretet vor und erhebt Eure Klage. Ihr aber, Graf Thietmar, tretet dem Kläger gegenüber, hört, wessen er Euch beschuldigt und reinigt Euch, so Ihr es vermögt, von der Anklage!“ Zwei hochgewachsene Gestalten lösen sich vom Rande des Ringes, treten inmitten des Umstandes vor den Steintisch und messen einander mit scharfem Blick. Zwei Todfeinde sehen sich finster blickend ins Auge, und zwischen ihnen steht der Tod, einen der beiden als Opfer heischend, sei's den Lehnsherrn, sei's den Lehensmann.

Und Arnold, der Dienstmann, bringt seine Klage: „Ich beschuldige Euch, Graf Thietmar, daß Ihr unsern königlichen Herrn, den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, Heinrich III., freventlich nach dem Leben getrachtet, beschuldige Euch, daß Ihr Eure Dienstmannen angestiftet, den Königsmord zu vollbringen.“

Bewegungslos steht Graf Thietmar; festgeschlossen bleiben seine Lippen; seine Augen bohren sich in den Boden; keinen Blick mehr hat er für seinen Gegner.

Der Kläger fährt fort: „Als im Sommer dieses Jahres unser kaiserlicher Herr zu Gaste war in Bremen bei Herrn Adalbert, dem Erzbischof, geschah es, daß er von Lesum nach Marsel ritt, mit ihm Herr Adalbert und wenige Mannen. Und als sie ein einsam Gehölz durchreiten, wird's plötzlich zur Seite lebendig. Verkappte Reiterleute sprengen daher, stürzen sich mit blankem Schwert auf den arglos reitenden Kaiser, und hätte nicht Herr Adalbert frühzeitig die Gefahr erspäht und mit seinen Leuten die Hand schützend über ihn gebreitet — wahrlich, ein Königsmord lastete heute auf dem Sachsenlande und auf Euch, Graf Thietmar. Denn Eure Leute waren es, die zu Königsmord ausritten, und Ihr waret es, der sie dazu verleitet, und damit ich meine Worte erhärte mit bestimmter Tatsache, so erkläre ich laut und öffentlich vor Richtern und allem Volk: auch mich wolltet Ihr für den Mordanschlag dingen; ich aber weigerte mich solcher Tat, wandte mich ab von Euch und stehe nun hier als Kläger gegen Euch und Eure Leute, als Kläger auf Königsmord.“

Eine Bewegung geht durch die Menge. Dann wieder Totenstille und gespannte Erwartung.

„Graf Thietmar, was bringt Ihr zu Eurer Rechtfertigung?“ unterbricht mit tiefer Stimme der Gerichtsgraf die lautlose Stille.

Regungslos steht der Beklagte noch immer mit starrem Blick. Nicht mit der Wimper hat er gezuckt bei der schweren Anklage. Jetzt aber wirft er den Kopf zurück, greift mit der Rechten an den Knopf seines Schwertes, mißt seinen Gegner mit einem Blick glühenden Hasses und spricht laut und vernehmlich: „Rechtfertigen? Nun ja! Aber nicht mit leerem Wort, mit Eid und Eideshelfern, sondern mit der Tat, mit dem Schwerte in der Hand.“

Ich beuge mich des Rechts, mit meinem Wort und dem Zeugnis meiner Sippen mich zu reinigen. Mein Schwert und Gott! — sie sollen sprechen für oder wider mich. Arnold, Vassall der Billunge, ich fordere Dich zum Zweikampf hier auf umhegter Mahlstatt vor aller Angesicht, vor steigender Sonne und fallendem Laub, vor Richter und Schöffen! Und Gott selbst möge entscheiden, ob ich des Königsmordes zu Recht beschuldigt bin oder nicht!“

Graf Thietmar schweigt. Wieder messen sich die Gegner mit scharfem Blick. Totenstille ringsum.

Der Graf fragt den „Umstand“, ob er den Zweikampf gestatte. Die Schöffen stimmen zu.

Blank die Waffen! Mit erhobenem Schwert stehen Thietmar und Arnold gegeneinander. Die Sonne des Michaelistages flimmert im blinkenden Stahl. Atemlos steht die Menge.

Siehe, jetzt kreuzen sich die Klingen! Waffenklang und Schwertgeflirr! Funken fliegen von Stahl. Einander gewachsen sind die Gegner. Entscheidungslos dehnt sich der Kampf.

Da schreit's aus dem Ringe: „Blut! Blut! Graf Thietmar ist getroffen!“ In breitem Streifen rinnt das Blut die Wange herab. Eine klaffende Kopfwunde raubt dem Grafen fast die Besinnung; sein Widerstand erlahmt; er sinkt zu Boden.

Die angstvolle, minutenlange Spannung ist gelöst. „Gott hat gerichtet; Königsmord beschwert doch sein Gewissen“, heißt es in der Menge. „Gott hat gerichtet; schuldig ist Graf Thietmar des Königsmordes“, spricht ernst und feierlich auch der Gaugraf und läßt seinen Richterstab sinken. Den Spruch des Grafen begleitete die Menge mit beifälligem Murmeln. — Das „Gebotene Ding“ ist geschlossen. — Langsam zerstreut sich das Volk; Graf und Schöffen verlassen gemessenen Schrittes die Mahlstatt. Thietmars Sohn, Thietmar

der Junge, bleibt allein bei seinem verwundeten Vater, beugt sich über ihn und schwört ihm, daß er Rache nehmen wolle am Kläger und an allen Verderbern der Billunge. Dann kamen Mönche und trugen den Verwundeten und von Gott Gerichteten in die Herberge des Klosters, holten lindernden Balsam aus dem Klostergarten, lasen Messe an seinem Lager und bereiteten ihn vor zum Gange vor das Angesicht dessen, des Urtheil er gefordert. Nach drei Tagen starb er, und Mönche begruben seinen Leib im engen Klosterkirchhof zu Pöhlde.

63. Wie der Seeburger See entstand.

Wo jetzt zwischen Göttingen und Duderstadt die Wellen des Seeburger Sees gehen, soll vordem die stolze Burg des Grafen Jsang gestanden haben. Sie sei untergegangen und in die Tiefe gesunken, sagen die Leute und erzählen davon folgende Geschichte:

Graf Jsang führte ein wildes, gottloses Leben und war der Schrecken der ganzen Gegend. Aus dem Kloster zu Lindau raubte er einst die schönste Nonne, entführte sie nach seiner Burg und zwang sie, sein Weib zu werden. Bald stellte sich heraus, daß die Geraubte seine eigene Schwester war, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Gewaltig schlug da sein Gewissen, und er sandte sie eiligst ins Kloster zurück und schenkte dem Kloster Gaben und Güter in Menge und ließ täglich Messe lesen und für sich beten. Aber sein Herz bekehrte sich nicht; er fing vielmehr sein arges Leben von neuem an.

Da brachte ihm eines Tages sein Koch eine silberweiße Schlange, die sah aus wie ein Mal, und er ließ sie sich als Speise bereiten und aß davon, wohl wissend, daß er nun alles verstehen könne, selbst die Sprache der Tiere. Seinem Diener aber gebot er, nichts davon zu essen, wenn ihm sein Leben lieb sei.

Nach dem Essen sah der Graf alle seine Sünden klar vor Augen, und alle seine Frevel fielen ihm schwer auf's Herz. Ihm ward im Schlosse so heiß und enge, daß er's nicht aushalten konnte, lief hinaus in den Garten und rang nach Luft. Da brachte ihm ein Bote aus dem Kloster die Nachricht: „Eure Schwester ist gestorben; euer Frevel ist schuld an ihrem Tode“. „Ach“, seufzte der Graf, „was tue ich noch mit meinem elenden Leben?“ So ging er, von Gewissensbissen gepeinigt, nach dem Schlosse zurück.

Als er auf den Schloßhof kam, hörte er ein seltsames Murmeln und Rauschen, und es war ihm, als wenn Blumen und Blätter sprächen und alle Tiere redeten, die Gänse und Hühner im Hofe, die Tauben und Sperlinge auf den Dächern. Und was sie redeten, das mußte der Graf alles verstehen.

Sprach der Hahn: „Es ist ein Sünder im Hause. Wehe, Graf Isang!“

Riefen die Hennen: „Eil', eil' dich, Graf Isang!“

Gurrten die Tauben: „Ehe die Sonne untergeht, ist die Burg versunken!“

Mahnte ein alter Gänserich: „Bete, Graf Isang, bete!“

Da setzte sich der Graf auf einen Stein vor seiner Thür. Und der Hahn trat vor ihn hin und schlug mit den Fittichen und sprach:

„Herr, kannst noch gerettet sein,
fliehe schnell! Doch flieh allein!“

„Ich allein? Und mein treuer Diener nicht mit?“ fragte der Graf.

„Zieh' allein! Zieh' allein!“ krächte der Hahn, „und eil', eil'!“

Da sattelte der Graf sein bestes Roß, und wie er eben zum Tore hinausreiten will, ist sein Diener da und fällt dem Pferde in die Zügel und bittet: „Herr, nimm mich mit!“ Der Herr aber fürchtete sich, ihn mitzunehmen, wehrte ihm und sprach: „Hörst du nicht, was der Hahn ruft?“ Der Diener aber hörte es wohl; denn er hatte trotz des Verbotes auch von der Schlange gegessen und verstand alles, und in seiner Angst vergaß er sich und antwortete dem Herrn: „Er ruft: fliehe schnell! Doch zieh' allein!“ Da merkte der Herr, was der Diener getan hatte, und rief voll Zorn: „So hast du doch von der Schlange gegessen und mein Gebot übertreten.“ In diesem Augenblick krächte der Hahn noch einmal ganz laut: „Eile, die Sonne sinkt! Eil'!“ Und siehe, schon lagen die letzten Sonnenstrahlen glutrot auf den Bergen. Da gab der Graf seinem Rosse die Sporen; der Diener aber klammerte sich an die Mähne des Tieres und wollte nicht loslassen und bat nur immer: „Nimm mich mit!“ Der Herr aber zog sein Schwert, schlug den Diener nieder und sprengte durch's Burgtor, über Graben und Zugbrücke eiligst davon.

Erst auf einer Anhöhe bei Gieboldehausen hielt der Graf sein Roß an; es stürzte tot zusammen. Er aber sah sich um nach seiner Burg. Noch ragten die Zinnen. Und wie er noch so stand und schaute, da bebte plötzlich die Erde; die Berge wankten; blutrot war der Himmel; Blitze zuckten, und der Donner rollte.

Entsetzt wandte der Graf sich ab. Als er aber wieder aufschaute, sah er an der Stelle, wo sein Schloß gestanden, einen großen See, und Türme und Wall und Mauern waren darin verschwunden und in die Tiefe gesunken. Die Wellen gingen über die Stätte hin, wo Jsangs Schloß gestanden. Er selbst ging in sich, bereute alles, was er getan, und fand Ruhe in einem Kloster. Aus der Tiefe des Sees haben die Fischer schon manchmal silberne Geräte, kostbare Töpfe und Krüge zu Tage gebracht.

64. Der Jüß bei Herzberg.

Bei Herzberg am Harz ist ein großer Teich; der heißt „Jüß“ und ist unergründlich tief. Wie der entstanden ist, das erzählten sich die Alten folgendermaßen:

Vor Zeiten war an der Stelle des Teiches nur ein kleiner Sumpf. In dem Sumpfe sollte ein Pfahl sein, auf dem wäre Herzberg gebaut. So sagten die Leute. Die Herzberger aber wollten gern wissen, ob es wahr sei, daß ihre Stadt auf einem Pfahle stehe und forderten einen Waterdüker (Taucher) auf, hinabzusteigen und zuzusehen, versprachen ihm auch eine große Belohnung. Als der Taucher hinabsteigen wollte, standen rings um den Sumpf viele, viele Zuschauer, und der Taucher sprach zu ihnen: „Wenn ich unten bin, und es kommen drei Blutstropfen an der Oberfläche des Wassers zum Vorschein, dann werde ich nicht wiederkommen, und dann macht, daß ihr alle schnell davon kommt.“ Damit sprang der Taucher in das Wasser. Die Herzberger warteten lange. Endlich, nach einer Stunde sahen sie auf dem Wasser drei Blutstropfen. Da gingen die alten Leute schnell von der Stelle fort; die jungen aber lachten darüber, als über eine große Torheit, und blieben da und wollten sehen, was weiter daraus würde. Da entstand plötzlich ein großes Geräusch und ein Donnern und Krachen in der Erde, und das Wasser gurgelte, und rings um den Sumpf sank die Erde ein und mit ihr alle, die da stehengeblieben waren. Die Tiefe aber füllte sich von unten herauf mit Wasser, und so entstand der „Jüß“. —

Andere erzählen, an der Stelle des „Jüß“ habe früher ein schönes Schloß gestanden. Darin habe eine Gräfin gewohnt. Einst sei ein Fremder hungrig und müde vor das Schloß gekommen und habe um Speise und Herberge gebeten; die Gräfin habe ihn aber höhnisch abgewiesen, ja, habe ein Brot mit Dreck bestrichen und ihm das reichen lassen. Da

habe der Fremde das Schloß verflucht und des Himmels Zorn herabgerufen; der Fluch sei in Erfüllung gegangen und das Schloß mit Mann und Maus versunken. An der Stelle aber sei Wasser emporgequollen und so der „Jüß“ entstanden. Sonntagskinder könnten heute noch zu bestimmten Zeiten die Zinnen des Schlosses im Wasser schimmern sehen.

65. Die Auflösung des Herzogtums Sachsen.

1180.

Infolge der Reichsacht, die über Heinrich den Löwen verhängt war, wurde am 13. April 1180 auf der Kaiserpfalz zu Gelnhausen das Herzogtum Sachsen aufgelöst und an verschiedene Fürsten und Herren verteilt. Das Land links der Weser kam als Herzogtum an den Erzbischof von Köln. Ihm unterstanden zunächst auch die Bischöfe von Osnabrück, Minden und Münster. Aber diese sowohl wie verschiedene westfälische Grafen und Fürsten wußten sich nach und nach von der Oberhoheit des Kölner Erzbischofs frei zu machen und übten die Landeshoheit in ihren Gebieten. So die Grafen von Ravensberg, von der Lippe, von Tecklenburg u. a. Das östliche Sachsen mit den alten sächsischen Marken kam an Bernhard von Anhalt, den Sohn Albrechts des Bären. Er führte den Titel Herzog von Sachsen und übertrug damit den Namen Sachsen auf die Gebiete an der mittleren und oberen Elbe, der heutigen Provinz und des Landes Sachsen.

Für die Länder zwischen Weser und Unterelbe, zwischen Harz und Osning, ging die Bezeichnung Sachsen verloren. Die hier gebietenden Fürsten beugten sich keinem neuen Herzoge. Die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Verden, Hildesheim und Halberstadt erhielten endgültig alle diejenigen Reichsgüter und Lehen, die innerhalb ihres Gebietes bis dahin dem Herzoge zur Besoldung überwiesen waren. Damit verknüpften sich natürlich auch alle Rechte, die sonst dem Herzoge zustanden. So erweiterten sie ihre Gebiete und wurden reichsunmittelbar wie schon vor ihnen die weltlichen Fürsten. Dasselbe geschah mit den Gebieten solcher Herren, die vordem als Lehnsträger des Herzogs galten, wie die Grafen von Oldenburg, Schaumburg, Hoya, Diepholz, Lippe, Plesse, Blankenburg, Dassel, Wölpe, Wunstorf u. a. Lüneburg ward freie Reichsstadt. Das gleiche Recht erwarben sich Bremen, Hamburg und Nordhausen. Stade kam an den Erzbischof von Bremen. Heinrich dem Löwen blieben nur die er-

erbten northheimischen, brunonischen, supplingenburgischen und billungischen Güter, d. i. im wesentlichen das Göttingen-Grubenhagensche, das Braunschweigische, das Kalenbergische und das Lüneburgische.

66. Thedel von Walmoden und Heinrich der Löwe.

Das war Herr Thedel Unverzagt,
Der Ritter von Walmode;
In alten Büchern ist viel gesagt
Von seinem Leben und Tode.
Er hatte von des Teufels List
Viel Ungemach zu leiden
Und starb als Ritter und guter Christ
In Eiland unter den Heiden.
Und wenn ich des Helden Lebensgang
Zu Ohren ganz euch brächte,
So dauerten drei Tage lang
Die Mären und drei Nächte.
Nur eine bleibt euch nicht erspart;
Sie heißt: „Die Feder mit dem Bart.“

Im Lande Braunschweig Herzog war
Herr Heinrich der Leue.
Dem diente manches liebe Jahr
Herr Thedel in großer Treue,
Und weil er, was sein Herr begehrt,
Vollbrachte allerwegen,
So war dem Herzog lieb und wert
Der unerschrockene Degen.
Er ließ an seinem Stuhl ihn stehn
Und tät ihm reiches Gut zu Lehn
Und manches Kleinod geben. —

Doch hat das Glück ein Haus gebaut,
Der gelbe Neid ins Fenster schaut
Und siedelt sich daneben.

Der Herzog Heinrich saß beim Mahl
Und ließ den Wein sich munden.
Herr Thedel war ins Wiesental
Geritten mit Falk und Hunden.
Da sprach der Herr: „Mir dient ein Mann,
Den alle Sänger feiern,
Wie keinen zweiten ich gewann
In Braunschweig, Sachsen und Bayern.
Er hat mit dem wütenden Heere gejagt,

Kein Teufel macht ihn zittern. —
 Es lebe Herr Thedel Unverzagt,
 Der beste von allen Rittern!“
 Nun saß vom Herzog nicht zu fern
 Ein Neidhart in der Runde.
 Der trat heran zum Sitz des Herrn
 Und sprach mit höhnischem Munde:
 „Herr Thedel, der Held von Iest'ner Art,
 Ich wette, ist auch zu schrecken.
 Laßt morgen früh in Euern Bart
 Eine weiße Feder stecken,
 Und wenn Herr Thedel Unverzagt
 Die Feder ausziehen wagt
 Mit seiner Hand, der federn,
 So schnappt und heißt ihm nach der Hand —
 Ich setze meinen Kopf zum Pfand,
 Es faßt ihn jäh'her Schrecken.“
 Herr Heinrich sprach dem Schelmen Dant
 Und freute baß sich auf den Schwank.

Der Herzog schritt im Morgenschein
 Zur Kirche, Gott zu loben.
 Er trug im Bart ein Federlein,
 Herrn Thedel zu erproben.
 Der Ritter sah's und neigte sich,
 Die Feder zu entflechten;
 Da schnappte Herzog Heinerich
 Dem Helden nach der Rechten;
 Herr Thedel aber gab sogleich
 Dem Herzog einen Backenstreich
 Und, glaubt mir, keinen schlechten.
 Drob hat Herr Heinrich nicht geklagt;
 Er sprach: „Bei Christi Wunden!
 Du bist der Thedel Unverzagt,
 Jetzt hab ich's selbst empfunden.
 Gib mir die Hand und schweige still.
 Wer meinen Thedel schrecken will,
 Der ist nicht recht bei Sinnen.
 Mir ward zum Lohn, was mir gebührt,
 Doch wer mich zu der Tat verführt,
 Der packe sich von hinnen!“

Rudolf Baumbach.

67. Heinrich des Löwen Tod.

1195.

Heinrich der Löwe war alt und schwach geworden und saß still und einsam auf seiner Burg Dankwarderode. Die Zeit, da er zu Krieg und Heerfahrt, zu Jagd oder Besuch hinausritt, war vorüber. Abends ließ er sich gern etwas aus den Büchern vorlesen, am liebsten Geschichten aus früheren Zeiten. Er hatte bei seiner Burg eine schöne Kirche bauen lassen. Das war der Dom. Da ließ er sich oft hinführen, betete, hörte, wie der Priester die Messe las und erbaute sich an den frommen Gesängen. Im Sommer des Jahres 1195 wurde der Herzog krank. Und am Tage vor Jakobi kam ein heftiges Gewitter über Braunschweig, und ein Blitzstrahl fuhr in den Dom, und das Dach brannte, und die Flammen leckten bis an die Kemnate, wo der Herzog auf dem Krankenbette lag. Da sprach der Herzog: „Gott hat mich diesmal verschont; aber der Blitz ist sein Bote gewesen und hat mich gemahnt. Und ich weiß, daß ich nun bald sterben werde.“ Und er sprach weiter zu denen, die bei ihm waren: „Sendet zu meinem Sohn Heinrich, daß ich ihn noch einmal sehe und ihm sage, wie es nach meinem Tode werden soll. Laßt auch meinen Freund, den Bischof Isfried von Ratzeburg, herbeiholen, daß er bei mir ist, wenn ich sterbe.“ Dann dachte der Herzog an seine beiden anderen Söhne, an Otto und Wilhelm; die waren weit weg, beim Kaiser, und mußten bürgen. Und der Herzog seufzte: „Ich werde sie nicht mehr sehen; denn der Kaiser läßt sie nicht los.“

Als aber Heinrich, der älteste Sohn, an das Sterbebett kam, sprach der Vater: „Deine Brüder können nicht hier sein. So höre denn allein, was mein letzter Wille ist. Ich habe euch alle drei gleich lieb, und ich will das Land nicht teilen, sondern es soll euch allen dreien zusammen gehören. Werdet ihr nun klug sein, so waltet ihr einträchtig über das Land, und ihr werdet es mehren. Teilt ihr es aber, so wird dereinst Bruder wider Bruder streiten. In der Einigkeit aber werdet ihr stark sein.“ Und der Herzog segnete den Sohn.

Der Bischof Isfried von Ratzeburg kam auch und blieb Tag und Nacht bei dem Sterbenden und tröstete ihn. Und Herzog Heinrich beichtete vor dem Bischof und bekannte alle seine Sünden und sagte alles, was er noch auf dem Herzen hatte. Dann reichte ihm der Bischof das Heilige Abendmahl und gab ihm die letzte Selung. „Nun bin ich bereit“, sprach da der Herzog, und der Bischof legte den Arm um ihn. Und als der Herzog noch gesagt hatte: „Gott sei mir Sünder

— III —

gnädig!" starb er in den Armen des Bischofs. Das war am 6. August des Jahres 1195. Da war großes Trauern in der Burg und im ganzen Lande; denn sie hatten ihn alle lieb. Und vor dem Altar im Dome hatte der Herzog eine Gruft machen lassen. Da begruben sie ihn und deckten eine Steinplatte darüber. Und siehe, vor der Thür des Domes stand der Löwe und fragte immerfort an der Thür, als ob er hineinwollte. Und als sie ihn einließen, ging der treue Löwe an das Grab seines Herrn und legte sich darauf und wick nicht wieder von der Stelle, bis er starb.

Als Heinrich der Löwe gestorben war, taten seine Söhne, wie der Vater gesagt hatte: sie verwalteten das Land, die Städte, Dörfer und Höfe gemeinsam. Heinrich aber, der älteste, war auch Pfalzgraf am Rhein; denn er hatte des Pfalzgrafen Tochter geheiratet und hatte mit ihr das Land geerbt; er war daher meistens am Rhein. Otto aber, der zweitälteste, wurde im Jahre 1198 zum deutschen Kaiser gewählt und konnte nun auch nicht immer im Braunschweiger Lande sein. So mußte der jüngste Sohn Wilhelm meistens das Land allein verwalten. Dem wurde das aber zu viel. Und als die drei Brüder wieder einmal zusammen waren, sprachen sie untereinander: „Einer kann das Land doch nicht allein regieren; wir wollen es teilen und jedem seinen Teil geben.“ Und sie teilten es; das geschah im Jahre 1203.

Wilhelm, der jüngste, erhielt den Harz und das Land um Lüneburg; Kaiser Otto bekam die Stadt Braunschweig und alles Land rechts von der Leine, Pfalzgraf Heinrich das Land links der Leine und vom rechten Ufer noch dazu Dorf und Markt Gudingen, Northeim und die Herrschaft Pleisse.

68. Heinrich des Löwen Lebenslauf.

Ich bin genannt Heinrich der Leu,
Ein kühner Held, gerecht und treu.
Mein liebes Gemahl aus Engelland
Die schöne Frau Mechthild war genannt.
Kaiser Friedrich hab' ich erlöst
Durch meine ritterliche Faust;
Als er in Rom litt große Not,
Dem Feind ich da die Sirne bot.
Die heilige Stadt Jerusalem,
Dazu das Städtchen Bethlehem
Hab' ich besucht und brachte da
Einen Löwen mit aus Asia.

Vom Sultan ich empfangen ward
 Sehr ehrlich auf derselben Fahrt.
 Sein freundlich er sich zu mir wandte,
 Mich seinen lieben Vetter nannte,
 Schenkte mir auch ein güld'nes Kleid,
 Von Edelsteinen und Perlen bereit.
 Einen ehernen Löwen richtet ich traun
 In Braunschweig auf, der noch zu schau'n.
 Den Erzbischof von Köln hab' ich
 Auf's Haupt geschlagen gewaltiglich;
 Auch Bischof Ulrich von Halberstadt,
 Der wider mich sich aufgelehnt hat,
 Mußte den Handel bezahlen teuer:
 Halberstadt ging auf in Feuer.
 Den Kaiser Friedrich muß' ich verlan,
 Weil ihn der Papst tat in den Bann.
 Darum er mich verfolget hart,
 Meiner Länder ich beraubet ward.
 Von der Elbe bis an den Rhein,
 Vom Harz bis an den See war mein;
 Zum Glauben hab' ich die Wenden gebracht,
 Bayern und Sachsen besaß ich mit Macht.
 Der Ehren mich der Kaiser entsetzt,
 Braunschweig-Lüneburg blieb mir zulezt.
 Ich wurde verbannt, doch rächt ich mich
 An meinen Feinden kräftiglich;
 Auch gab mir Gott zu seiner Zeit
 Wieder zurücke Land und Leut'.
 Bardewik, das mir ungetreu,
 Hab' ich zerstört als ein grimmiger Leu;
 Doch Lüneburg, die schöne Stadt,
 Gar viel mir zu verdanken hat;
 Hannover auch gebaut ich hab',
 Der Ho sten Land sich mir ergab;
 Auch Lübeck nahm ich wieder ein,
 Das vorhin war gewesen mein.
 Zu Braunschweig wähl' ich mir mein Grab
 Im Dom, den ich erbauet hab',
 Und neben mir ist auch im Bilde
 Zu schau'n mein treu Gemahl, Mathilde.

Nach Büntings Chronik.

69. Wie ein deutscher Kaiser zum Sterben ging.

19. Mai 1218.

Der Buchfink schmetterte im Gezweig des Burgberges. Hoch oben ragten die Türme der Harzburg. Grünes Gerank umzog ihr Gemäuer. Maisonne umspielte sie und stahl sich durch das Maßwerk hoher Bogenfenster in ein geräumiges Burggemach.

Darin stand der Tod.

Er stand am Bette eines deutschen Kaisers. Der Sohn Heinrichs des Löwen war's, Otto IV. von Braunschweig, der seit 1198 Würde und Bürde der deutschen Kaiserkrone getragen. So schwer hatte der Tod seine kalte Hand auf ihn gelegt, daß der Kaiser trotz seiner 43 Jahre ernstlich an's Sterben dachte.

Ein neuer Blutfluß, herrührend von einer ruhrartigen Darmkrankheit, trat ein. Arzt und Diener bemühten sich um ihn. Als der Anfall vorüber, lag der Gequälte bleich, wie vom Tode angegriffen.

Doch nicht nur der Tod stand am Krankenlager des Kaisers. Auch die Kaiserin stand da, und der Abt von Walkenried, der Propst des Burchhardtklosters von Halberstadt und andere Geistliche, auch Graf Heinrich von Woldenberg, Truchseß Gunzelin, Marschall Willekin, des Kaisers Kanzler und Geheimschreiber, und andere. Sie standen in Gruppen nebeneinander und schauten still und bewegt in die Züge des Schlafenden.

Und die Maisonne spielte weiter im Gemach, und vor den Fenstern bogen sich grünende Zweige im Winde auf und nieder.

Nach einer Weile erwachte der Kaiser. „Gebt mir von dem Wein, den mir der Abt von Walkenried gesandt! Er tut mir wohl“, erklang leise Ottos Stimme. Die Kaiserin reichte ihm den Becher und sprach: „Hier ist der Wein. Trinket! Doch der den Wein spendet, der Abt, ist selber da. Wollt Ihr ihn sprechen?“

Des Kaisers Anlitz leuchtete auf. „Seid gegrüßt, Herr Abt“, sprach er zu dem Vortretenden, „ich sehnte mich nach Eurem Segen; darum ließ ich Euch durch einen Boten sagen: des Kaisers Krankheit ist zum Tode; er will Frieden mit der Kirche; kommt schnell herüber und helfst ihm. Und als Ihr gestern nicht kamet, habe ich schnell den Propst von Halberstadt herüberholen lassen, ihm gebeichtet und von ihm Absolution, das geweihte Oel und das Heilige Abendmahl empfangen. Doch, noch fühl ich mich nicht völlig sicher im Frie-

den mit der Kirche und in der Versöhnung mit Gott. Darum will ich auch vor Euch bekennen, was ich gefehlt. Züchtigt mich dann und macht mich frei von Schuld!"

Der Abt hieß auf des Kaisers Befehl die meisten Anwesenden hinausgehen. Nur die Kaiserin, die Geistlichen und einige Vertraute blieben da.

Dann wurde ein Teppich vor dem Lager ausgebreitet, der Kaiser aus dem Bette gehoben und darauf gestellt. Der Propst von St. Burchardi stützte ihn. Leise begannen die Geistlichen einen lateinischen Psalm zu singen. Und während die Töne des Miserere das Gemach durchflangen, hob der Kaiser die Hände gen Himmel, richtete den Blick nach oben und betete. Dann sanken Blick und Hände ermüdet nieder. Nun ließ der Herrscher den Abt an das Kopfende des Lagers treten, die übrigen Geistlichen zu beiden Seiten, und hieß sie die Stolen*) umhängen. Auf seinen Wunsch ließ dann der stützende Propst den Kaiser sanft zu Boden auf den Teppich gleiten. Hier liegend, schlang der Kaiser das Ende der Stola des Abtes um seinen Hals, also sprechend:

„Unter dieser Stola bekenne ich Euch allen, daß ich gegen den römischen Stuhl schwer gesündigt habe. Ich bin gegen den Herrn Papst selbst, gegen seine Boten und gegen die römische Kirche halsstarrig und widerseßlich gewesen, habe sie schlimm behandelt und andere Kirchen schwer benachteiligt. Nunmehr habe ich geschworen, Herr Abt, bei meiner Absolution über die Reliquien Simons und Juda, die ich mir von Goslar herbeibringen ließ, daß ich bei allem, was ich noch tun kann, dem Gebote des Herrn Papstes mich fügen werde, jedoch unbeschadet der Rechte meines Kaisertums, zu dem ich rechtsgültig erwählt und feierlich erhoben bin.“ Diesem Bekenntnis fügte Kaiser Otto die allgemeine Beichte hinzu und fuhr fort: „Zum Dank für alle Wohlthaten habe ich Leib und Seele dem dargebracht, der für mich das Kreuz getragen hat, und habe nach meiner Krönung vom Bischof von Kamenitz das Kreuz**) genommen und es bislang verborgen an meinem Halse getragen, günstige Gelegenheit erwartend, solche Pilgerschaft auszuführen, wie es der kaiserlichen Majestät geziemet zur Verherrlichung des Gekreuzigten und zur Wiedergewinnung des Heiligen Landes. Aber der

*) Stola = lange Binde von weißer Seide oder Silberstoff, die als Teil ihres Gewandes den katholischen Geistlichen über beide Schultern nach vorn lang herabhängt und am Ende mit drei Kreuzen versehen ist.

**) Wer das „Kreuz“ nahm, verpflichtete sich, einen „Kreuzzug“ nach dem Heiligen Lande zu machen.

Teufel hat die Ausführung des Vornehmens bis jetzt gehindert."

Nach diesen Worten löste die Kaiserin das Kreuz vom Halse des Kaisers und gab es dem Abte. Dieser aber gab es dem Kaiser zurück, damit er es als Zeichen der Vergebung aller seiner Sünden nunmehr öffentlich trage.

Übermals sprach der Kaiser: „Es nehme jeder Priester eine Weidenrute von denen, die ich habe herbeibringen lassen, und züchtige mich, daß ich Vergebung finde."

Der Kaiser entblößte seinen Rücken, legte sich nieder, das Antlitz nach unten gewandt, und empfing die Rutenstrieche der Priester, die dabei das Miserere sangen. „Trefft mich Sünder heftiger!" rief mehrere Male der Kaiser, und als der Psalm zu Ende war, befahl er: „Fahrt fort mit Euren Streichen!" Alle Anwesenden wurden hierdurch zu Tränen gerührt.

Noch zwei Psalme wurden gesungen; dann erst wurde der ganz entkräftete Kranke auf das Lager gebracht, indem die Priester sagten: „Nun ist es uns und Gott genügend; die Geißel soll nicht des Kaisers Blut vergießen."

Die Sonne war indessen hinter schwarzer Wolkenwand untergegangen; die Abendschatten senkten sich über die Harzburg. Aus dem Gemache, wo ein deutscher Kaiser mit dem Tode rang, drang matter Kerzenschein.

Da klopfte es laut am Burgtor. Mehrere dunkle Gestalten in geistlichen Gewändern standen davor. Der Burgwart öffnete und sah und ließ sofort der Kaiserin melden: „Der Bischof Siegfried von Hildesheim!"

Mit Fackeln leuchtete man ihm, und bald stand er in vollem Ornate in Begleitung einiger Domherren im kaiserlichen Gemach. Das Auge des Kranken leuchtete auf, und der Kaiser hieß den Bischof willkommen. Es war ihm, als hätte er nun erst den rechten Gewährsmann für ein friedevolles Abscheiden und das Heil seiner Seele. Noch einmal legte der Kaiser sein Schuldbekenntnis ab, wiederholte alles früher Gesagte und gab Versicherungen, die dem Bischof genügten. Noch einmal ließ sich der Kaiser vor des Bischofs Augen mit Ruten züchtigen, und noch einmal empfing er Absolution.

Der Bischof ließ sodann den Vorgang, Bekenntnis, Versprechen und Absolutionsformel durch einen seiner Geistlichen niederschreiben und das Dokument mit dem kaiserlichen Siegel versehen, damit er es zu seiner Rechtfertigung dem Papste vorlegen könne.

Dann aber sprach der Kaiser: „Was nützt es, daß wir

von meinem Leben reden? Es ist keins mehr. Es ist besser, daß wir für unsern Todesfall verfügen. Mein Testament ist gemacht und unterzeichnet. Es fehlen nur noch die Zeugen. Herr Bischof, Herr Abt, Herr Probst, und alle, die ihr hier anwesend seid, Graf Heinrich von Wohldenberg und alle anderen Getreuen, Ihr sollt durch Eure Unterschrift bezeugen, daß dies mein letzter Wille ist."

Damit winkte der Kaiser seinem Protonotarius. Der brachte die auf Pergament geschriebene und mit des Kaisers Siegel versehene Urkunde herbei, entrollte sie und las mit gedämpfter, doch vernehmbarer Stimme das kaiserliche Testament:

„Im Namen der heiligen unteilbaren Dreieinigkeit. Von Gottes Gnaden, Otto der Vierte, römischer Kaiser und immer Mehrer des Reichs, seinen lieben Getreuen, seinem Bruder Heinrich, Pfalzgrafen bei Rhein, seinen Dienstmännern und allen Bürgern in Braunschweig und allen, welche dies Schriftstück einsehen, Heil im Namen dessen, der Aller Heil ist.“ So begann es, betonte dann, daß der Kaiser es gemacht habe zum Heile seiner Seele, und wandte sich dann an den Pfalzgrafen „mit aller tunlichen Dringlichkeit“. „Zuerst, Bruder Heinrich, bitten wir Dich, daß Du das heilige Kreuz, die Lanze und die Krone, den Zahn Johannis des Täufers und die kaiserlichen Insignien — außer unserem Mantel *), den das Kloster St. Aegidii haben soll — zwanzig Wochen nach unserem Tode bewahrest und keinem Menschen unter dem Himmel übergebest als dem, den die Fürsten einstimmig und rechtmäßig erwählt haben.“ Alle getreuen Dienstleute und geliebten Bürger in Braunschweig sollten bei schuldiger Treue wirksam dabei helfen. Dann verfügte das Testament über verschiedene Schlösser und Klöster, über Vogteien, Lehen und Reliquien, sowie über Gold, Edelsteine und Kleinodien, die des Kaisers Gemahlin vorbehalten waren. Die Güter zu Keverlingeburg und den Ort selbst mit Kirchen, Aekern, Weiden, Wiesen, Wäldern, Fischereien schenkte der Kaiser dem Blasiuskloster in Braunschweig mit der Bestimmung, „daß der Konvent daselbst einen Priester, einen Diacon und einen Subdiacon bestelle, damit dort beständig zur Ehre Gottes und der heiligen Maria und zum Heile unserer Seele Kirchendienst stattfindet“. Mit der Bitte an den Bruder, auch dies Vermächtnis unverbrüchlich aus Liebe zu Gott, zu eigenem und des Kaisers Heile zu halten, schloß das Testa-

*) Nach dem Braunschw. Magazin von 1868, Stück 47, wird der Kaisermantel Ottos im herzoglichen Museum zu Braunschweig aufbewahrt.

ment, das mit des Kaisers Siegel versehen war, „jeden Versuch der Fälschung nach allen Seiten hin verhindernd“.

Der Protonotarius schwieg. — Totenstille herrschte im Gemach. Mit schwacher Stimme ließ sich der Sterbende vernehmen: „Das ist mein letzter Wille Wort für Wort. Ihr alle habt ihn gehört. Ich will, daß er ungeschmälert gehalten werde. Und nun tretet herzu und schreibt Euren Namen, und so Ihr des Schreibens nicht kundig, nennet ihn laut, daß er geschrieben werde.“

Und so geschah's: zuerst Bischof Siegfried von Hildesheim und seine Domherren, der Dekan, der Kantor, der Scholastikus und andere Geistliche; dann die weltlichen Zeugen: Graf Heinrich von Wohldenberg, Luthard von Meinersen, Truchseß Gunzelin, Alhard von Borgthorpe, Rother von Velthem und viele andere.

Des Bischofs Aufgabe an dieser Stelle war gelöst; er segnete den Kaiser, sprach ein stilles Gebet und ging zur Herberge.

Der Kaiser aber wandte sich zur Seite. „Graf Heinrich von Wohldenberg“, sprach er, „Ihr reitet nach Braunschweig und laßt Euch von meinem Bruder 500 Mark*) von dem verwahrten Ge'de geben**). Ich will es an die Armen und an meine Dienerschaft verteilen.“

Der Graf ging, und der Kaiser fuhr fort: „Ich will, daß mein Leib in vollem kaiserlichen Schmucke bestattet werde. Da Krone und Insignien dem Reich gehören, so habe ich sie für meinen Todesfall und mir zum Schmuck für meine Himmelsreise nachbilden lassen. Bin ich tot“ — und dabei sah er seine Gemahlin an — „so kleidet mich mit einem feinen, weißen Oberkleide, dem königlichen Mantel, mit Samtstiefeln, Sandalen und vergoldeten Sporen; die Hände sollt ihr mit Handschuhen, die Arme mit Spangen, den Finger mit einem Ringe versehen; dann gebt mir das Szepter in die rechte Hand, den Reichsapfel in die linke, und setzt die Krone auf mein Haupt. So will ich als Kaiser ruhen im Dome zu Braunschweig neben der Grabstätte meiner Eltern und an der Seite meiner Gemahlin Beatrix.“

Alle Umstehenden weinten, als der Kaiser so von seinem Tode sprach. Er aber tröstete sie: „Weinet nicht; an diesem

*) Nicht heutige Mark, sondern mittelalterliche Goldmark, die den dreißigfachen Wert einer Silbermark unserer Währung hatten und selbstverständlich eine viel höhere Kaufkraft.

**) Der Pfalzgraf tat das nicht; er sandte nur so viel Geld, als zur ehrenvollen Bestattung des Kaisers nötig war.

Tage werde ich nicht sterben. Morgen zwischen der ersten und dritten Stunde haltet Euch auf mein Abscheiden bereit."

Mitternacht war vorüber. Der Tag der Jungfrau Potentia hatte begonnen. Am Lager des Kaisers ward es stiller und stiller. Der Tod beugte sich darüber und streckte seine Hand aus.

"Es kommt mir vor, als wenn mir die Sinne vergehen", sagte leise der Kaiser. „Laßt mir meinen Schöpfer (die Hostie) herbeibringen, daß ich Trost finde im Sterben."

Nachdem Otto die Hostie genommen, nahm der Tod ihn sanft in seine Arme. —

Still und weich lag die Mainacht über der Harzburg. Der Buchfink schlief in seinem Nest am Burgberge und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt. Aber die Nachtigall flötete, und im Nordosten schimmerte es am Horizont wie Hoffnung eines neuen Tages.

70. Das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg.

Begründung 1235.

Heinrichs des Löwen Söhne, die trotz der Mahnung des Vaters ihr Erbe teilten, hatten damit einen gefährlichen Weg beschritten, und ihre Länder wären völlig bedeutungslos geworden, hätte nicht Otto, das Kind von Lüneburg, der Enkel Heinrichs des Löwen, sich mit Kaiser Friedrich II. versöhnt und damit den Streit zwischen Staufern und Welfen endgültig beseitigt. Am 15. August 1235 trat Otto von Lüneburg auf dem Reichstag zu Mainz vor den Thron des Kaisers und entsagte feierlich mit gebeugtem Knie allem Haß und Groll, den er und seine Vorfahren bislang gegen das staufische Königstum gehegt hatten, gab sich ganz in des Kaisers Hand und übertrug sein bisheriges Eigentum, das Castrum Lüneburg mit allen dazu gehörigen Burgen, Ländern und Leuten zu lebensweiser Wiederverleihung auf das Reich. Der Kaiser seinerseits verzichtete auf seine von den Töchtern des Pfalzgrafen Heinrich erworbenen Rechte an der Stadt Braunschweig und wies diese gleichfalls dem Reiche zu. Nachdem dann Otto seine gefalteten Hände in die des Kaisers gelegt und auf das ihm dargereichte heilige Kreuz des Reiches den Eid der Treue geleistet hatte, erklärte ihn Friedrich zum Herzog und Fürsten und belehnte ihn mit dem zu einem Herzogtume und Reichsfahnlehen erhobenen welfschen Erbe. Seit dieser Zeit nannte sich Otto Herzog von

Braunschweig-Lüneburg. Er war jetzt nicht mehr ein außerhalb des Reichsverbandes stehender Erbherr, sondern er trat als Reichsfürst in die Reihe der anderen, und hierauf stützt sich die ganze geschichtliche Weiterentwicklung unseres Heimatlandes.

Landesteilungen.

Kein Erbgesetz schützte indes das junge Herzogtum Braunschweig-Lüneburg vor Zersplitterung. Wie einst die Söhne Heinrich des Löwen, so teilten auch die Söhne Ottos, Albrecht und Johann, das väterliche Besitztum. Das geschah im Jahre 1279. Johann wählte den lüneburgischen Teil, während Albrecht den braunschweigischen behielt. Dieser Teilung folgten andere, und so geschah es, daß das braunschweigisch-lüneburgische Gebiet in eine Menge kleiner Fürstentümer zersplitterte. Neben Braunschweig und Lüneburg wurden Göttingen, Grubenhagen, Kalenberg, Wolfenbüttel, Celle u. a. zeitweise gesonderte Länder mit eigenen Herzögen. Macht und Ansehen der welfischen Fürsten litt sehr durch diese Teilungen. Dreizehnmal ist das Land geteilt worden, und einmal herrschten sogar sieben Herzöge darin.

Wie ganz anders hätte das werden können, wenn die Nachkommen die Mahnung ihres großen Vorfahren beachtet hätten: „In der Einigkeit werdet ihr stark sein; teilt ihr aber, so wird dereinst Bruder wider Bruder streiten“. Und so ist es gekommen.

71. Unsere Städte.

Bis ins 12. und 13. Jahrhundert hinein gab es in unserm Lande nur bäuerliche Bevölkerung. Erst mit der Verleihung des Stadtrechts an die durch Zoll, Markt, Handel und Verkehr größer gewordenen Ortschaften war die Herausbildung eines besonderen Bürgerstandes angebahnt. Diese Stadtrechtsverleihungen aber haben der Mehrzahl nach zwischen 1200 und 1300 stattgefunden und hängen eng mit der zunehmenden Zersplitterung der niedersächsischen Lande zusammen. Jeder Fürst wollte in seinem Lande Orte haben, auf die er sich in Zeiten der Not verlassen konnte: befestigte Orte an den Landesgrenzen, die dem herandrängenden Feinde den Weg sperren. Daher wurde diesen Orten das Stadtrecht verliehen, d. h. das Recht, erstens den Ort durch eine Mauer zu schützen, zweitens Markt zu halten, drittens vom gräflichen Land- oder Gaugericht ausgenommen

(gerimiert) zu sein und eigenes Stadtgericht haben zu dürfen. Bei der großen Zahl selbständiger Fürsten in Niedersachsen wuchs somit auch die Zahl der Städte, besonders in den einzelnen Gebieten des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg. Göttingen, Hannover, Northeim, Hameln, Einbeck, Osterode, Münden, Duderstadt, Uslar, Dransfeld, Gandersheim, Seesen, Stadtholendorf, Münden usw. haben zwischen 1200 und 1300 städtische Gerechtsame erhalten. Ebenso die Städte des Stiftes Hildesheim: Alfeld, Gronau, Bockenem, Elze und Hildesheim. Die Mehrzahl der Städte zwischen Göttingen und Lünebeck ist in dieser Zeit emporgewachsen. Das Wort „Stadt“, das ursprünglich ganz allgemein Ruhestätte, Wohnstätte bedeutet, erhielt jetzt die besondere Bedeutung von „Stadt“, d. h. eines Ortes, der befestigt ist, der Handel und Gewerbe treibt und eigenes Gericht hat. Vorher bezeichnete das Wort „Burg“ die befestigte Wohnstätte; daher kam der Name „Bürger“, er blieb für den Stadtbewohner, auch als die Bezeichnung „Stadt“ vorherrschend wurde. Nun erst entstand in unseren Heimatlanden der Unterschied zwischen Stadt und Land, zwischen Bürger und Bauer, und bürgerliches Leben hob sich in der Folge immer schärfer von dem bäuerlichen Leben ab.

72. Das eingemauerte Kind zu Plesse.

Nicht weit von Göttingen steht hoch oben auf steilem Berge am Leinetale das alte Bergschloß Plesse. Heute sind nur noch wenige Trümmer davon vorhanden; aber einstmals ragte es da oben mit hohen, starken Mauern und Türmen, und in seinen Fenstern spiegelte sich die goldene Abendsonne.

Als vor vielen hundert Jahren die Burg gebaut wurde, sollte ein kleines Kind lebendig mit eingemauert werden. Die Leute sagten nämlich zu der Zeit: „Wenn ein Kind, das noch nicht sprechen kann, in die Burg mit eingemauert wird, so wird sie sicher und fest, daß kein Feind sie bezwingen und kein Blüßstrahl sie zerstören kann“.

Es hatte aber eine arme Frau in dem nahen Dorfe Meyershausen ein dreijähriges Kind, das war taubstumm. Das wollten die Herren von Plesse gern haben, um es bei ihrer Burg einmauern zu lassen. Und da die Mutter das Kind kaum ernähren konnte und auch sonst viel Mühe mit ihm hatte, so ließ sie sich endlich bewegen und verkaufte das Kind für dreihundert Pfennige.

Als das Kind nun eingemauert wurde und schon in der Höhlung der Mauer saß und nur noch der letzte Stein fehlte, weinte es, und das tat dem Baumeister doch leid, und er fragte:

„Was ist süßer als Honig?

Was ist weicher als Kischchen?

Was ist härter als ein Stein?“

Da tat das Kind seinen Mund auf, antwortete und sprach:

„Süßer als Honig ist der Mutter Kuß.

Weicher als Kischchen ist der Mutter Schoß.

Doch härter als ein Stein ist meiner Mutter Herz.“

Und alle, die dabei waren, verwunderten sich und wurden voll Mitleid, nahmen das Kind heraus, gaben ihm zu essen und zu trinken und beschenkten es.

Seiner Mutter gaben sie es aber nicht wieder; sondern es kam zu fremden Leuten und hatte es gut bei ihnen.

73. De Borgwart von Plesse vertellt de Geschichte von den witten Hirschen.

Et is all lange her, da fongen de Kaiser, Hären un Ridder an un togen mit Kriegesfnechten un andern Volke nah'n Hilligen Lanne. Un et geschach, dat de dütsche Kaiser ok hen wolle, un vele Fürsten, Grafen, Ridder un Hären togen midde, un use Häre von der Plesse ok. Da gaww't trurige Harten hier oben up der Borg un fuchte Ogen, un frue un Kindere wollen seck gar nich tofreden geben. Da sä de Häre: „Weset man nich trurig. De leime Gott werd meck woll gesund wedder nah der Plesse bringen. Un ji bruket hier to Hus ja neine Bange to hebbben; jög däut neiner watt; davor is ja min jüngeste Brauder hier oben; dä is sau lange de Häre un forget vör jög un nümmt jög in sinen Schutz.“ Un as hei dat eseggt hadde, da keimen sei herut ut den olen Steinhuse in den Borghof, un da stund de Knappe all parat mit Schild un Lanze un mit'n Päre, dat was etömet, edecket un esadelt. Un de Häre hadde sinen Helm uppe mit den groten Helmbusch, un hadde dat Visier torügge slan; un hei hadde sinen besten Panzer anne un dat Swert ümmesnaht. Un sau steg hei up dat Perd; un de Knappe hille den Stegreif un recke Schild un Lanze hen. Un da gaww de Ridder den Perde de Sporen, un daken gung et, tau'n Borgdore henut.

Un alle wören trurig, dat de Häre weg was; denn tau den jungen Brauder, de nu Häre spelen solle, hadden de

mährsten kein Tauveriruen. Hei hadde sinen Brauder twarst feste versproken, hei woll fur alles upkomen un uppaffen; aber in sinen Harten hadde hei schlechte, schlechte Gedanken. Hei dachte nemliken: „Jezund is et Tid; nu kannst de Borg un de ganze Herrschop Plesse an deß bringen. Du mößt blot dinen Brauder un sine Fru un sine beiden Kinder ut'n Wege schaffen, dat keiner mehr davon da is; denn bist du de rechte Erbe, un de Borg un Herrschop Plesse hört dine.“ Un as hei seß dat edacht hadde, so dede hei dat of. Un hei mafe dat up düsse Wise. Hei hadde einen Knecht, de was öhne tru un deger heimliken ergeben, un dede alles, wat de junge Häre man wolle. Eines Dages latt de Häre den Knecht to seß komen un flusterde öhne ganz heimliken wat in't Ohr. Da gung de Knecht wedder henut up den Borg-hof. Up'n Howe spelden aber de beiden Junghären un leipen of bi'n Bornhuse 'rüm, un de Knecht makede seß mit den beiden Jungen to schaffen, dede, as wenn hei medespelen wolle, un asse da gerade nemmes was, de et seihn konnde, störte de hei beide Jungen in den deipen Born, leip weg un vertellde, et wöre en grot Unglück escheihn: de beiden Junghären wören bi 'en Spelen in den Borgborn esallen. Da was grote Trurigheit up der Plesse. Un trurigsten was aber de Mudder von den beiden Jungen, un sei meinde, sei könne seß dat gar nich denken, we öhre beiden Kinder da henin esallen wören; dat mößte nich met rechten Dingen togahn sin; de wören da gewiß mit Willen henin estott, un sei wüßte of woll, wer de Schuld hedde; un wenn blot öhre Mann ierst wedder feime, denn woll sei et lud seggen, wer de Mörder wöre. Da dachte de böse Mannsbrauder bi seß: „Du fast woll nich tovele mehr utfören; deß will ek woll stille maken.“ Un hei sä to allen Lüden: mit der Frue von Plesse wöre dat nich mehr richtig; se swagede luter dumm Tüg; de wöre irre in Koppe un mößte in't Kloster. Un richtig, se word in't Kloster brocht un innesparret. Un wat se of seggen mochte, keiner glowwte dat. Da is se vor Smerzen un Kummer in Klostere in forter Tid estorben. „So is't recht“, sä da öhre Mannsbrauder to seß; „dat woll ek man blot. Drei sünd nun glücklich over Site. Wat fange ek nu mit den Vierten an?“ Damidde meinde hei sinen Brauder, de nah'n Hilligen Lande togen was. Aber wer twei unschüllige Kinder in'n Born smieten laten kann, de weit of Rat tor schlimmsten Dat. De schlechte Brauder hadde noch schlechtere Knechte, un twei wören dabi, de wußten of den Weg in't Hillige Land. Un hei gaww den beiden Geld genau un wat se süs noch nödig hadden, un schickede se weg,

hinder sinen Brauder her in't Hillige Land un sä, se sollen sinen Brauder upseuken un öhne up irgend enne Wise ut der Welt schaffen; et solle öhre Schade nich sin. Un se togen hen. Underwegs aber slaug den einen doch dat Geweten. Hei soll sinen Hären dot maken? Nā, dat konnde hei nich! De hadde öhne sau veel Gaudes edahn, hadde jümmer vor öhne forget. Nā, hei woll sinen Hären leiwer alles ingestahn. Un asse hei den Hären richtig androp, da vertellde hei alles un versweg nits. Un asse de Edelhäre hörde, wo et up der Plesse stund, da konnde hei et nich länger mehr bi'n Kaiser un in Hilligen Lanne utholden; hei namm seck Urlaub, sette seck up en Schep un föhrde nah Hus.

Underwegs hadde hei seck aber verkledet, as wöre hei so'n Fidelär un Sänger, de von einer Borg nah der andern gahet un den Herrschaften wat vorsinget. Se sollen öhne up der Plesse nich glif erkennen. Hei hadde en langen witten Bart un lange grise Haare un en langen Mantel an un draug 'ne Harfe un sach ut, ass en old, old Mann. Un ass hei nu unnen an Plessebarge stund un kucke nah siner Borg herup, da sach hei sau vele Lichter un hörde Musif, un et was da en Singen un en Juchzen, dat hei dachte: „Wat is denn dü't?“ Un asse hei de Lude frau, wat denn dat wöre, antworten sei: „Up der Plesse is Hochtid; dat is wat for Sängerlude. Da gahet man hemup.“ Un asse hei an't Dor kam, word hei innelaten, un kamm of in den Riddersaal, wo alle de Gäste lustig bienander wören un de Hochtid fierden. Un se freuen seck noch mähr, asse nu de Singer kamm un woll sei nie Leider un Vertelligen vordragen. Den Singer aber was nich gaud to Maude; et was, as soll sin Harte stahn blieben; denn de Brüdigam, de da satt, dat was sin Brauder, un de dede nu, as wöre hei de Häre up Plesse. O, wat hadde de öhne nich alles angedahn! Un leiwesten wöre hei drup los egahn; aber hei namm seck tofammen. Un asse de Brut öhne fründlich ansprok un öhne en Becher Win reckede, dat hei mal drinken soll, da drunk hei un namm sine Harfe en fung an to spelen un to singen, un et word ganz stille in Saale, un alle höreden niefer to. Un wat seggde und sung hei? Hei fung von einen Riddersmann, de mid'n Kaiser in't Hillige Land teihn moßte; un de moßte sine frue un twei hübsche Jungen torügge laten. Un sin Brauder, de of torügge blew, de soll up frue un Kindern passen un up de Borg un up dat Land, dat alles in Örnunge blewe. Aber dat wass'n slimmen Brauder; de woll sülwest dat Land un de Borg hewwen, un hei brochte de beiden Jungens un de

frue ower de Site un schickede Boen ut, dat de of sinen Brauder ut der Welt schaffen sollen. Aber sau wott könne use Herrgott in Himmele doch nich anseihn, un sine Rache un sin Torn un Grimm mößten ober sau falsche un trulose Minschen kamen.

Asse de Singer düt sung un vertellde, wurd de Brüde= jam witt asse de Kalk an der Wand; hei mochte woll denken: „Düt is ja grade, asse of ef emeint sin.“ Un de anderen Gäste worden ganz angest; denn alle dachten an de Geschichte, de up der Plesse gescheihn was, un de gerade so was, as de Sönger vertellde. Un se hadden keine Lusten mehr, Hochtid to fiern, un alle Fröhlichkeit was weg. Un et duerde nich lange, da wören alle Hochtidsgäste verschwunnen, un de olde, grise Singer of. De gung in de Harbarge, wo hei over Nacht blieben sollde. Up der Plesse aber word et ganz stille, balde was of dat leste Licht ute, un alles sleip. Blot einer nich! Dat was de Edelhère von Plesse sülwest, de olde, grise Singer. As et nu midden in der Nacht was, stund hei up, slet seck in dat olde Steinhüs un in de Slapfemenaten von de jungen Ehelüden un stact de junge frue dod, un denn ret hei en flierbrand ut'n Kamin, stekede damidde dat Hüs in Brand, leip ower den Borghof un störtede seck in den Borgborn. Dat word nu en Leben up der Borg; alles störtede herut up'n Hof, un de ierste was de junge Häre; de wußte nu woll, dat hei dat alle annerichtet hadde, un sin Geweten mochte öhne woll nich slecht anpacken; hei was ganz vertwiwelt, un in siner Angest leip hei hen un störtede seck of in den Borgborn. Dat flier word elöschet; aber de Upregunge blew noch lange up der Plesse. Un holde wußten de Lude of, dat de Ole gar nein richtig Sönger ewöst wöre, sundern de ole Häre sülwest, un dat nu beide Bräuder keine Rauhe finden können, sundern ümmer in der Nacht vom negenten tau'n teinten August asse zwei witte Hirsche ut den Borgborn herupfomet, un up der Borg un an Borgbarge speuket un hindereinander herlopet, dreimal ümme den Barg.

De beiden witten Enten aber, de von Tid tau Tid in Mariaspring to seihn sind, dat söllt de beiden plessischen Kinder sin, de in den Borgborn estott sind.

74. Die weißen Hirsche auf Plesse.

Hochdeutsche Fassung.

Ein Edelherr von Plesse mußte mit dem Kaiser Robert einen Kreuzzug nach dem Heiligen Lande unternehmen.

Seine Frau und zwei unmündige Kinder überließ er der Obhut seines jüngeren Bruders. Der benutzte die Gelegenheit, sich selbst zum Herren der Burg zu machen. Zuletzt wollte er die Kinder aus dem Wege räumen. Eines Tages spielten sie im Burghofe am Rande des Burgbrunnens. Da schickte der böse Oheim einen vertrauten Diener hinaus; der mußte die Kinder in den tiefen Brunnen stoßen und sagen, sie seien beim Spielen von selbst hinabgestürzt. Dann beseitigte der Bruder auch die Mutter der Kinder: er sagte, sie sei gemütskrank und ließ sie ins Kloster stecken. Schon nach einem Jahre starb sie.

Dann sandte der Urge auf verschiedenen Wegen zwei Boten nach dem Morgenlande, die sollten den Bruder suchen und ihn ums Leben bringen. Sie hatten viel Geld dafür bekommen. Der eine aber, der den rechtmäßigen Herrn zuerst fand, konnte es doch nicht übers Herz bringen, seinen Herrn zu ermorden, und erzählte alles. Da nahm der Ritter Urlaub und zog zurück in die Heimat. Pilgerkleider und ein langer wallender Bart machten den Ritter unkenntlich. Schon von ferne hörte er Trompetenklänge und lauten Jubelschall und wurde gewahr, daß der junge Herr heute Hochzeit halte. Der heimkehrende Herr gab sich für einen fahrenden Sänger aus und erhielt die Erlaubnis, im Rittersaale vor dem Brautpaare zur Harfe einige Lieder zu singen. Und was sang er? Die Geschichte von seinem eigenen Schicksal: von einem Kreuzfahrer, der zum Kampf gegen die Sarazenen ausgezogen; von einem treulosen Bruder, der daheimgeblieben und des Kreuzfahrers Weib und Kinder ermordet; von der Rache des Himmels, die den Mörder endlich getroffen und ihn samt seinem ganzen Hause vernichtet habe. Alle Hochzeitsgäste waren von dem Gesang ergriffen, und keiner konnte mehr recht fröhlich sein. Dem bösen Bräutigam aber schlug heftig das Gewissen. Schon frühzeitig brachen die Gäste auf, und bald lagen die Bewohner der Plesse in tiefem Schlummer.

Um Mitternacht erhob sich der fremde Sänger, dem man Herberge bewilligt hatte, von seiner Lagerstätte, schlich sich zum Schlafgemach des jungen Ehepaares, erstach die Frau, steckte dann das Schloß in Brand, eilte auf den Burghof zum Brunnen und stürzte sich hinein. Die Burg stand bald in hellen Flammen, und die Bewohner eilten vor Schreck ins Freie. In der allgemeinen Verwirrung bemerkten sie kaum, wie der junge Herr wie wahnsinnig auf den Burgbrunnen zuellte und gleichfalls in der Tiefe versank.

Seitdem sieht man die beiden Brüder alljährlich in der Nacht zum zehnten August in der Gestalt von zwei weißen Hirschen aus dem Brunnen steigen, dreimal sich verfolgend um den Berg laufen und an der Stelle des Brunnens wieder verschwinden. Die beiden Kinder aber, die im Brunnen ihren Tod gefunden, sind in zwei weiße Enten verwandelt. Diese lassen sich von Zeit zu Zeit in Mariaspring sehen.

75. Das Hardenberger Wappen.

Die Grafen von Hardenberg führen einen Schweinskopf im Wappen. Das ist nicht immer so gewesen. Früher waren zwei Schlüssel ihr Wappenzeichen. Aber sie vertauschten die Schlüssel mit dem Schweinskopf, weil die Burg Hardenberg einmal durch ein Schwein gerettet wurde. Das ging so zu:

Es war um's Jahr 1300. Da lagen die Herren von Plesse mit ihren Nachbarn, den Herren von Hardenberg, wieder einmal in Streit und Fehde, und die Plesser belagerten den Hardenberg hart und lange, konnten ihn aber nicht erobern. Da wurden die Burgmannen auf dem Hardenberge allzu sicher und ließen ab von ihrer Wachsamkeit. Das sollte ihnen übel bekommen. Es war in einer finsternen Nacht; auf dem Hardenberge schien alles zu schlafen. Da drangen die Belagerer leise und heimlich gegen den Hardenberg vor, und es gelang ihnen, unbemerkt die Sturmleitern an die Mauern der Burg zu legen. Nach einander stiegen die plessischen Mannen hinauf; schon standen mehrere auf der Mauer, um die Wache zu überfallen und mit Streitart und Schwert in die Gebäude einzudringen. Es geschah aber plötzlich ein Grunzen und Prusten, so laut und vernehmlich, daß die Leute in der Burg davon erwachten und auf die Mauer eilten. Da stießen sie zu ihrem Schreck auf die plessischen Belagerer; aber sie fürchteten sich nicht, sondern griffen den Feind an und warfen ihn von der Mauer und den hohen Felsen herab. Die aber noch auf den Leitern waren, stiegen eiligst wieder hinab, und am folgenden Tage ließen die Plesser ab von der Belagerung der Burg und zogen von dannen. — Wer aber hatte den Hardenberg gerettet? Als sie auf der Burg nach der Ursache forschten, fand sich's, daß in jener finsternen Nacht ein Schwein im Stalle unapfänglich gewesen und so laut gegrunt hatte; es hatte also die Burg gerettet. Aus Freude darüber setzten die Herren von Hardenberg von dem Tage an den Schweinskopf in ihr Wappen.

76. Der Hurfut-Stein im Reinhäuser Walde.

Im Klaustale zwischen Reinhäusen und Bremke ragt mitten im Walde ein mächtiger Fels empor. Das ist der Hurfut-Stein. Davon erzählt man sich folgende Sage:

Vor alten Zeiten, als noch die Ritter auf den Gleichen wohnten, lebten zwei Brüder daselbst, und jedem gehörte eine von den beiden Burgen. Der Herr von Altengleichen hatte keine Kinder, und wenn er einmal starb, so fielen alle seine Güter an seinen Bruder. Darauf freute dieser sich schon lange, und er konnte den Tag nicht erwarten, an dem sein Bruder sterben würde.

Es geschah aber, daß auf Altengleichen doch noch ein Sohn und Erbe geboren wurde. Darüber freuten sich alle, nur einer nicht, nämlich des Knaben Oheim auf Neuen-gleichen. Der dachte nur daran, daß ihm nun die schöne Erbschaft verloren ginge, und wünschte dem Kinde den Tod, und in seinem Herzen keimte ein arger Gedanke.

Eines Tages nahm er einen seiner Knechte allein und sprach heimlich zu ihm: „Du weißt, daß ich dir Leben und Freiheit gerettet habe. Du sagst, daß du mir dafür treu und dankbar seiest. Wohlan, jetzt ist es Zeit, Dank und Treue mit der Tat zu beweisen! Der Knabe drüben auf Altengleichen ist mir im Wege. Ehe Weihnachten vorüber ist, muß er verschwunden sein. Du sollst das Werk vollführen, und daran will ich erkennen, ob du in Wahrheit treu und dankbar bist.“ Das hörte der Knecht mit Schrecken. Aber untreu und undankbar sollte keiner ihn nennen, und so versprach er, die furchtbare Tat zu vollbringen.

Am Weihnachtstage, als Vater und Mutter des Knaben in Kloster Reinhäusen die Kirche besuchten, ging der Knecht als Mönch verkleidet in die Burg Altengleichen und lockte den Knaben an sich. Als sie unbeobachtet waren, nahm er ihn mit und trug ihn weg, weit in den Wald. Da setzte er ihn hin, ging davon und überließ das weinende Kind seinem Schicksal. Er selbst aber kehrte nicht wieder zu seinem Herrn zurück, sondern zog fort in die weite Welt.

In der Fremde aber ließen ihm Heimweh und Gewissensbisse keine Ruhe. Und eines Tages war er wieder daheim. Er ging ins Kloster Reinhäusen, beichtete seine Sünde und begehrte, seine Schuld durch ein frommes Leben zu sühnen. Der Prior aber nahm ihn als Mönch nicht auf, sondern wies ihn hinaus in den Wald, wo er, fern von den Menschen, als Einsiedler leben und büßen sollte. Der Knecht gehorchte. Er suchte sich im Klosterwalde einen Felsen, von

dem aus er die Gleichen sehen konnte, erweiterte eine Felsenspalte zu einer kleinen Höhle, nicht größer, als daß er darin liegen, auch hocken oder huren konnte. Das war sein Lager bei Nacht und Kälte und Regen. Sonst lebte er draußen im Walde. In die Felswand grub er ein Kreuz; davor kniete und betete er. Auf dem Felsen und davor machte er sich eine Steinbank; darauf saß er in frommen Gedanken. Milde Wurzeln, Beeren und Früchte des Waldes waren seine Nahrung; eine Quelle am Fuße des Felsens gab ihm zu trinken.

Bald veränderten sich des Einsiedlers Gestalt und Antlitz so, daß ihn niemand mehr kannte. Da ging er täglich hinaus in die Dörfer und half allen Bedrängten, besuchte die Kranken, tröstete sie und brachte ihnen Arznei, die er selbst aus Kräutern und heilsamen Wurzeln bereitete. Besonders freundlich war er mit den Kindern, und verirrt Wanderer führte er auf den rechten Weg zurück. Jedermann hatte den Einsiedler lieb; aber keiner wußte, wer er war. Sie nannten ihn nur den Hurker, Hurkuz oder Hurlut, weil sie ihn so oft hockend in seiner Höhle gesehen hatten.

Gern war er oben auf seinem Felsen. Manchmal saß er da still auf seiner Moosbank und schaute nach den Gleichen hinüber; manchmal sah man ihn eifrig hämmern und meißeln. Er grub eine Vertiefung oben in das Felsgestein; die sollte sein Grab werden. Und als er nach vielen Jahren alt und schwach wurde und merkte, daß der liebe Gott auch ihn abfordern würde, da war sein Herz stille geworden; er fühlte, daß Gott ihm alle Schuld vergeben habe. Ruhig stieg er hinauf zu seinem Felsengrabe, legte sich hinein, faltete die Hände zum letzten Gebet und schlief ein, um nie wieder zu erwachen. —

Höhle und Steinbank, Kreuz und Felsengrab findet der Wanderer noch heute, wenn er den Hurlut-Stein im Klauentale aufsucht.

77. Der Herzog im Bann.

1394.

Der Herbstwind fegte zwischen Weper und Solling im Espeltale hinunter, trieb das dürre Laub vor sich her und tobte wild um die alte Herzogsburg Hardeggen. Die aber stand gar trutzig gegen Sturm und Wetter, insonderheit ihr turmähnliches Vorrathshaus oder Muthus, das Herzog Otto

der Quade von Göttingen erst vor kurzer Zeit hatte bauen lassen.

Trozig hatte auch sein Lebelang Herzog Otto dagestanden in ungebrochener Kraft. Jetzt aber hatte ihn Alter und Krankheit niedergeworfen, und er lag zu Hardeggen in stiller Burgkennate und wartete auf sein Sterben.

Und das Sterben wurde ihm nicht leicht. Hinter der bleichen Stirn wogten unruhig die Gedanken und klagten ihn an. Hatte er nicht in Leidenschaft und wilder Fehdelust sein ganzes Leben hingebracht? Waren nicht Bürger und Bauern seines eigenen Landes durch ihn in Armut und Unglück geraten? Hatte er nicht die Gebote der Kirche verspottet? War er nicht bei Raubrittern und Wegelagerern gewesen als sei er ihr Erster? Städte und Dörfer des eigenen Landes wie die der Nachbarländer wußten genugsam davon zu erzählen. Konnte es ihn wundern, wenn die Leute ihn den Quaden oder den Bösen nannten?

Am Bette saß Ottos Gemahl, die Herzogin Margarete. Sie wußte, daß bittere Reue des Kranken Herz zernagte, daß er sich nach Frieden mit Gott und nach Ausöhnung mit der Kirche sehnte, daß er bereit war, vor einem Priester zu beichten und von ihm das Abendmahl und die letzte Oelung zu empfangen.

Und doch kam kein Priester an sein Sterbebett, wie sehr er auch danach verlangte. Die Kirche hatte ihn aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen und allen Priestern verboten, ihn zu besuchen, ihn vielmehr ungetröstet sterben und verderben zu lassen. Wie ging das zu?

2.

Vor Jahren hatte der Herzog fliehende Feinde von Göttingen aus im Leinetal hinaufgetrieben. Sie retteten sich in das Gotteshaus zu Kirchgandern, um da am Altar eine Freistätte zu finden. Dem fliehenden Feinde goldene Brücken zu bauen, war nicht des Quaden Art, auch nicht Scheu und Achtung vor dem Heiligtum. So ließ er denn in frevem Mut in das Gotteshaus Feuer werfen, um die Feinde auszuräuchern und sie doch in seine Hände zu bekommen. Der Frevel am Heiligtum konnte nicht ungestraft bleiben. Er war geschehen im Mainzischen Sprengel. Und so tat denn der Erzbischof von Mainz den Herzog in den Kirchenbann und verfluchte ihn: In keine Kirche durfte er kommen, kein Priester zu ihm, keiner durfte vor ihm die Messe lesen, keiner seine Beichte hören und ihm das Abendmahl reichen, selbst in der Stunde des Todes nicht. Verflucht sollte er sein im

Hause, verflucht in der Stadt, verflucht auf dem Felde, verflucht, wo er ging und stand, verflucht sein Eingang und sein Ausgang. So lautete des Erzbischofs Bannfluch.

Früher hatte der Herzog über diese kirchlichen Formeln gelacht. War er doch schon einmal im Banne gewesen und hatte sich leicht durch Opfer und Gaben daraus gelöst. Aber jetzt, da es zum Sterben ging, verfolgte ihn der Bannfluch und hielt den Frieden fern, den er ersehnte. Und diesen Frieden konnte ihm allein der Erzbischof von Mainz verschaffen, den er geschmäht und befehdet. Schwer war's, sich zu beugen. Aber — es mußte geschehen. Und so ritten denn im Spätherbst des Jahres 1394 von Hardeggen Boten aus nach Mainz zum Erzbischof. „Der Herzog Otto von Göttingen“, berichteten sie ihm, „will sterben, bereut bitter seine Sünde, bittet dich um Lösung vom Bann und um den kirchlichen Segen“. Der Erzbischof zweifelte an der Echtheit der Reue und schrieb an den Dekan des Alexanderstiftes zu Einbeck: „Gehe nach Hardeggen zum Herzog Otto; er liegt im Sterben, will beichten und die Sterbesakramente haben. Prüfe ihn! Und so Reue und Buße aufrichtig und ernst gemeint, so nimm in meinem Namen den Bannfluch von ihm und spende ihm den Segen, den die heilige Kirche Sterbenden gewährt“. Mit dieser Nachricht kehrten die Boten eiligst nach Hardeggen zurück. Neue Boten ritten aus nach Einbeck und holten ungefümt den Dekan herbei. Es war zu spät: als der Geistliche ins Burgtor eintrat, war Herzog Otto eben verschieden, gestorben als ein Verbannter, dessen Tod die Folgen des Fluches nicht aufhalten konnte. Keine geweihte Erde durfte den Gebannten aufnehmen, kein Priester ihn auf dem letzten Gange begleiten oder ihn einsegnen. „Ihr Begräbnis sei das des Esels, und auf einem Düngerhaufen über der Erde sollen sie liegen, damit sie ein Beispiel der Schmach und des Fluches seien für die gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechter“. So blieb denn der Herzog zunächst unbeerdigt. Wochenlang stand in der Burg zu Hardeggen sein Leichnam in schwarzverhangenen Sarge über der Erde. Spezereien und Salben schützten vor Verwesung. Ein einsam Lichtlein hielt die Totenwacht.

3.

Des Herzogs Witwe bot alles auf, dem Verstorbenen trotzdem eine geweihte Ruhestätte zu verschaffen. Als die Pauliner in Göttingen nicht wollten, wandte sie sich an die Zisterzienserinnen zu Wiebrechtshausen bei Northeim. Herzog Otto gehörte zu den Wohltätern des Klosters, und ihm war

deshalb zugesagt, daß er einst im Kloster seine Ruhestätte finden solle. Die Herzogin erinnerte an das Versprechen und unterstützte ihre Bitte mit reichen Gaben. Aber die Nonnen scheuten sich trotzdem, den Gebannten in ihre Kirche aufzunehmen. Wohl waren sie bereit, den Leichnam innerhalb der Klostermauern ruhen zu lassen, aber nicht in der Kirche, höchstens daneben. Und die Beerdigung müsse in aller Stille und ohne jedes Aufsehen geschehen. So blieb denn kein anderer Weg. Die Herzogin ließ die Totenkammer auf Burg Hardeggen öffnen und den Sarg in kalter Winternacht auf offenem Wagen, begleitet von einigen Rittern und Knechten, über Moringen und Northeim nach Wiebrectshausen bringen.

Und nun ereignete sich in der Weihnachtszeit auf dem Klosterhofe zu Wiebrectshausen ein gar armselig Begräbnis. Im Morgengrauen gruben Knechte unter der Dachtraufe an der Nordseite der Klosterkirche eine Gruft und senkten still und schweigend den Sarg mit dem fürstlichen Leichnam hinein. Kein Glockenklang ertönte und kein Totengesang; kein Gefolge, kein Gebet und kein Segen! Nichts von alledem, was sonst einem Begräbnis die Weihe gibt! Es war, als hätte man den ärmsten unter allen Sündern begraben. „Ihr Begräbnis sei das des Esels“. So erfüllte sich der Fluch der Kirche an dem quaden Herzog des Göttinger Landes.

4.

Jahrelang tropfte das Wasser vom Dach der Klosterkirche auf des gebannten Herzogs Grab. Scheu wichen die „grauen Nonnen“ der Grabstätte aus. Die Leute der Umgegend erzählten sich: der Gebannte könne keine Ruhe finden im Grabe, stiege nachts daraus hervor und „ginge um“.

Auch die fromme Witwe Margarete fand nicht Ruhe. Sie schenkte und spendete, um die Kirche zu versöhnen. Vergeblich! Erst als nach einigen Jahren der strenge Erzbischof Konrad gestorben war, erhörte sein Nachfolger die Bitten der Herzogin und nahm den Bannfluch zurück.

Nun erschienen eines Tages Steinmehen und Maurer in Wiebrectshausen, und bald erhob sich über dem Fürstengrabe, Wand an Wand mit der Klosterkirche, eine gotische Kapelle, an deren Altar fortan von beauftragten Geistlichen für das Seelenheil des Göttinger Herzogs Messe gelesen und gebetet wurde.

Die Grabkapelle steht noch heute, ist aber mit der Klosterkirche zu einem Raum vereinigt; denn die Wand zwischen Kirche und Kapelle ist fortgenommen, so daß diese

wie ein nischenartiger Anbau ist und von der Kirche aus betreten werden kann.

Drei hohe Fenster lassen das Licht in den stillen Raum. Der Altar ist verschwunden; aber über der Grabstätte erhebt sich ein Grabmal; das hat König Georg V. von Hannover seinem Vorfahren, dem quaden Otto von Göttingen, errichten lassen: auf einem Sarkophag von Sandstein ist das Bild des Herzogs in Lebensgröße ausgehauen, in voller Rüstung, nur der Kopf, der auf einem Kissen ruht, ist bar. Um die Schultern liegt ein weitfaltiger Mantel; die Rechte hält Schild und Schwert, die Linke den Helm, den ein springendes Roß ziert. Auf der Brust hängt am Bande eine Sichel oder Sefel, das Zeichen des Ritterbundes der „Sefeler“, den Otto gestiftet und geführt hatte.

Von dem „Sefeler“ oder Sichelträger wurde in den umliegenden Dörfern viel erzählt. Als man aber in späterer Zeit ihn nicht mehr kannte, auch seinen Namen nicht, da hieß er fortan der „Sefelnbörger“, und was man in anderen Gegenden vom wilden Jäger erzählte, das schrieb man hier dem Sefelnbörger zu.

78. Der Sefelnbörger.

Zwischen Northeim und Westerhof liegt am Fuße des Dünnerberges ein Platz, den nennen die Leute die Sefelnburg. Den Boden decken mächtige Steinblöcke. Da soll vor Zeiten eine Burg gestanden haben, und der da gehaust hat, soll ein Riese und Räuber gewesen sein. Stets hat er eine Sichel bei sich gehabt; deshalb hat er den Namen Sefelnbörger bekommen.

Vor ihm war niemand sicher, weder Mann noch Weib. Den Männern schnitt er gern die Ohren ab und ließ sie dann laufen. Ueber den Weg von Elvershausen nach Westerhof spannte er abends ein Seil und band in seiner Burg eine Klingel daran. Kam nun ein Wanderer des Weges und stieß an das Seil, so wußte der Sefelnbörger gleich Bescheid, sprang hervor und nahm ihn mit. Am liebsten vergriff er sich an Frauen und Mädchen. Und keiner konnte ihm recht auf die Spur kommen; denn er hatte seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlagen lassen, so daß sie immer nach der anderen Seite wiesen.

Er verwandelte sich auch in den Werwolf und Huchup und ängstigte und ärgerte die Leute. Eine Frau, die einmal an der Sefelnburg vorbeiging, sah da einen hübschen Hasen

am Wege sitzen; der lief nicht fort, sondern hielt ganz stille, als die Frau ihn griff und in ihre Kiepe setzte. Nach einer Weile kam es ihr vor, als würde die Kiepe immer schwerer, und endlich wurde sie so schwer, daß die Frau sie hinsetzen mußte. O weh! Da war aus dem Hasen ein grimmiger Kerl geworden, der eine Sichel in der Hand hatte und die Frau unheimlich angrinste. „Bring' mich zurück“, forderte er und drohte mit der Sichel. In ihrer Angst huckte die Frau ihre Kiepe wieder auf und schleppte den furchtbaren Gast zurück. Als sie an dem alten Platz war, sprang ein Hase aus der Kiepe und lief davon. Die Frau aber hatte von Stund' an weißes Haar.

Einst kamen Leute aus Marke von der Weißwasserkirche bei Calefeld zurück. Sie hatten daselbst einen Toten begraben, sich dann in Echte lange aufgehalten und mußten nun zur Nachtzeit noch durch den großen Forst, der dem Sefelnbörger gehörte. Und als sie nahe bei die Sefelnburg kamen, fingen die Pferde an zu schnauben und wollten nicht von der Stelle. Vor dem Wagen stand ein Mann mit feurigen Augen und blinkender Sichel. „Bringet meck doch dat Ding vor den Wagen weg!“ rief der Fuhrmann. Als die andern Männer vom Wagen stiegen, es zu tun, setzte sich der Sefelnbörger darauf, und von seiner Schwere sanken die Räder bis an die Achse in die Erde, und der Wagen war nicht fortzuschaffen. Sie mußten die Pferde ausspannen und zu Fuß nach Hause gehen. Am andern Tage ließ sich der Wagen ganz leicht bewegen. —

Als der Sefelnbörger alt und schwach geworden war, hätte er sich gern von den Markern zu Tode pflegen lassen, wofür er ihnen seinen ganzen Wald vermachen wollte. Die Marker wollten aber von dem alten Räuber nichts wissen. Da wandte er sich an die Nonnen von Wiebrechtshausen. Die erfüllten seinen Wunsch. Als er starb, begruben sie ihn unter einer Dachtraufe. Seine Wälder aber fielen als Erbteil an das Kloster und heißen noch heute die Mandelbecker Klosterforst.

79. Eine Huldigung zu Göttingen.

1491.

Am 6. November 1491, da Herzog Wilhelm zu Göttingen einreiten wollte, schickte der Rat vier seiner Freunde mit dem Hauptmann, den Dienern und jungen Gesellen auf das rüstigste mit 60 Pferden dem Herzog unter die Augen; und

sie ritten, wie es der Herzog wünschte, vor ihm in die Stadt bis vor St. Johannis Pfarre, woselbst der Herzog wohnen wollte. Und da er sich nun hatte ausgezogen, ließ der Rat ihm zur Stunde schenken 10 Kannen Weins, 10 Malter Hafer, 1 Faß Einbecker und 1 Faß Göttinger Bieres und schickte darnach sechs seiner Freunde zu S. Gnaden, die hießen ihn willkommen und forderten, daß er den Bestätigungsbrief machen lasse, damit dieser ihnen vor der Huldigung gereicht werde, forderten auch, daß S. Gnaden allem Gram und Unwillen, die er gegen die Stadt etwa habe, absagen wolle, und nahmen damit einen Abschied, daß S. Gnaden wolle, des Morgens danach um 7 Uhr zur Messe läuten lassen, die Messe hören, zu der auch der Rat kommen wolle, und danach mit diesem auf das Rathaus gehn.

Item zu dieser Messe ward geläutet, das erste mal um fünf, das andere mal um sechs, und dann, als es sieben schlug, alles mit der großen Glocke. Der Weibbischof hielt die Messe im Chor vor dem hohen Altare auf das Herrlichste durch Oeffnen der großen Tafeln, auch mit Ministranten und andern Gebräuchen. Man sang in organis auf dem großen Werke; der Meister mit seinen Gesellen und Schülern sangen auf dem Chore solempniter in figurativis und anderes. Und als nun die Messe aus war, ritt Herzog Wilhelm von der Pfarre bis vor das Rathaus, da saß er ab und ging mit seinen Räten auf die Dönzen^{*)} und der Rat ging auf die Küche^{**)}. Da sandte der vorbenannte Fürst sogleich etliche seiner Räte zu ihm, ließ sagen und fragen, wie sie es nun haben wollten. Darauf bat der Rat, ihm nach Versprechen den Bestätigungsbrief seiner Privilegien zu geben. Das geschah, und in demselben Briefe versprach der Herzog, daß er den Ehrfamen, Lieben und Getreuen, Rat und Bürgern der Stadt Göttingen, mit gutem Willen befestige und bestätige alle Rechte, Gnade, Freiheit, Briefe und Gewohnheit, die sie bisher gehabt und vor ihn gebracht.

Sobald solcher Brief übergeben war, ging der alte und der neue Rat von der Küche auf die Dönze vor den Herzog Wilhelm, hießen ihn willkommen und baten, wenn er zum Räte oder der Stadt Göttingen etwa Anspruch, Gram oder Unwillen bis zu der Zeit gehabt oder noch hätte, so wolle er solche gnädiglich vergessen und absagen. Das tat der Herzog im Beisein seiner Räte und Mannen, nämlich der Herren von Plesse, von Oldershufen, von Hardenberg, von

*) Versamlungsraum im Rathause.

**) Raum über der Ratsküche.

Uslar, von Hevenhusen, von Stockhusen, von Kerstlingerode, von Bodenhufen, von Steinberg und Johann Hovet, dem Kanzler. Er sagte auch, daß er den Rat und die Ihren treulich wolle verteidigen, beschützen und beschirmen.

Und da nun dies geschehen war, sagte der Rat, daß sie nun nach gelobter Weise S. Gnade huldigen wollten, taten alle auf der Dönzen Handgelübde, ihm treu und hold zu sein, und gingen dann wieder auf die Küche, ließen sogleich läuten des Rates Glocken dreimal nacheinander, damit die Bürger auf dem Markte zusammenkämen, ließen auch während des Läutens auf der Vorlaube bereiten einen Vierpaß von Dielen, auf Hölzer gelegt, eines Fußes hoch, ließen ihn mit Teppichen belegen, drei Stühle mit Kissen darauf setzen, auch ein goldenes Stück vor ihn auf und über die Mauer der Vorlaube in den Markt hängen und darauf auf derselben Mauer auch drei Kissen legen. Item da man den Bürgern läutete, ließ der Rat alle Tore der Stadt zuschließen so lange, bis die Huldigung geschehen war. Und da nun die Bürger auf den Markt gekommen waren, ging Herzog Wilhelm mit seinen Räten von der Dönze auf die Vorlaube. Er trat auf den Vierpaß, aber seine Räte und guten Mannen blieben zur rechten Hand auf der Vorlaube stehen. Der Rat, alter und neuer, ging von der Küche auch auf die Vorlaube und blieb dastehen dem Herzoge zur linken Hand. Alsdann hat der Worthalter des Rates zu den Bürgern gesagt: „Lieben Freunde, der hochgeborene, erlauchte Fürst, Herr Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg Herzog, unser gnädiger lieber Herr, hat uns bestätigt unsre Privilegien, Gewohnheit und Freiheit, auch zugesagt, uns treulich zu verteidigen. Darauf hat der Rat ihm gelobt, treu und hold zu sein, und will ihm so ins erste, wie ihr sehen möget, huldigen und schwören. Es ist des Rates Bitte, daß ihr danach desgleichen auch tun wollet.“

Nach der Aussage trat Berthold von Oldershufen, der Marschall, auf den gemachten Vierpaß und stabte den Ratspersonen insgesamt den Eid in diesen Worten: „Wie Ihr dem hochgeborenen, erlauchten Fürsten, Herrn Wilhelm, zu Braunschweig und Lüneburg Herzog, unserm gnädigen, lieben Herrn, habt geredet und gelobt, so wollet Ihr auch treulich halten, als Euch Gott helfe und die Heiligen.“ Danach sagte der Worthalter des Rats zu den Bürgern: „Lieben Freunde, Ihr habt gesehen, daß der Rat unserm gnädigen lieben Herrn gehuldigt hat; wollet ihm nun auch so tun und mir nachsprechen: „Wir geloben, daß wir dem hochgeborenen, erlauchten Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelm, zu Braunschweig und

Lüneburg Herzog, unserm gnädigen, lieben Herrn, wollen treu und hold sein wie Bürger ihrem Erbherrn von Rechten sollen; als uns Gott helfe und die Heiligen." Dann dankte der Worthalter den Bürgern und ließ sie gehen.

Da ging auf Bitten des Rats Herzog Wilhelm wieder auf die Dönke mit seinen Räten und guten Männern und der Rat auf die Küche, ließ ihm da schenken zuerst gebackenes Kraut und darauf Claret*) und Wein, darauf Regall**) und darauf wieder Claret und Wein, ins Letzte einen silbernen Kopf samt einer Credenarer***), auf das allerbehendeste gemacht, wog 4 Pfund Silbers, war innen und außen gar hoch vergoldet, hatte gekostet zwischen 40 und 50 fl.**), dazu in solchem Kopfe 20 fl. Solches bedankte sich S. Gnaden bei dem Räte und ging dann damit ab wieder auf die Pfarre, und der Rat, da er den hatte zu Gaste gebeten, folgte ihm zur Mahlzeit und schenkten nach der Mahlzeit seinem Koch und Kellner 1 Mark. Des Abends danach hatte der Rat den Herzog wiederum mit seinen Räten und guten Männern auf dem Rathausaale zu Gaste und schenkte seinem Koch, der die Speisen bereiten half, 1/2 Mark.

Des Sonntags darnach ritt Herzog Wilhelm nach Northeim, ließ sich da auch huldigen und reiste von da fort in die andern Städte dieses Landes und nahm von allen die Huldigung.

Nach dem Göttinger Urkundenbuch ins Hochdeutsche übertragen.

80. Wallenried im Bauernkriege.

1525.

Als im Jahre 1525 der Bauernkrieg ausbrach, wurden auch die Bauern in den Grafschaften Scharzfeld und Hohenstein auftrüherisch. Es half nichts, daß Dr. Martin Luther selbst in Nordhausen gegen sie predigte; sie verhöhnten ihn nur und hielten es mit Thomas Münzer, der ihnen alle Freiheiten verhieß, Freiheit insbesondere von allen Abgaben und Herrendiensten, die sie bei Klöstern und Adelligen zu leisten hatten. Auch Teilung der Güter und Wälder hatte er ihnen versprochen und Teilnahme an der Herrschaft über alle diese Dinge.

*) Kräuter- oder Würzwein.

**) Wahrscheinlich ein Gebäck.

***) Becher zum Kredenzen.

****) floren oder Gulden.

Da rotteten sich am Rande des Südharzes wohl an die achthundert Bauern zusammen, meist Scharzfelder und Hohensteiner Landleute. Sie hatten Keulen und Morgensterne, Spieße, Barten und alte Gewehre als Waffen und wurden von zwölf Hauptleuten geführt, darunter der Schäfer Hans Arnold aus Bartholfelde als erster. Die Felder waren verödet. Was im verwichenen Herbst gesät war, lag zertreten am Boden, wie vom Hagelwetter niedergeschlagen. Die Bauern hatten in diesem Frühling etwas anderes zu tun, als sich um ihren Acker zu bekümmern und um Weib und Kind daheim. Es galt, teilzuhaben an den reichen Schätzen des Klosters Walkenried. So reich war ja das Kloster, daß die Leute sagten: die Mönche könnten bei einer Reise von Walkenried nach Rom jede Nacht auf ihrem Eigentum zubringen. Und hatte nicht einst ein Bürger von Goslar einen vier-spännigen Wagen voll Gold vor das Kloster gefahren? Die Peitsche hatte er an den Sattel gesteckt und war zu Fuß nach Goslar zurückgegangen. Wahrhaftig, ein Besuch im Kloster Walkenried, der lohnte sich!

Die Mönche aber bekamen bald Wind von der Sache, erbaten sich von ihrem Abte Paulus eine Wegzehrung und entflohen, ließen aber in jeder Tür einen Schlüssel stecken, daß sie nicht eingeschlagen würde. Urkunden und andere Wertsachen nahmen sie mit, suchten und fanden Zuflucht in Goslar und Nordhausen. Wo aber waren die Schirmvögte des Klosters, die Grafen von Hohenstein? Sie hatten nicht Macht mehr, gegen die Aufständischen vorzugehen.

Und nun kam's im Maimond herangezogen gegen das verlassene Kloster, wilde Haufen wunderlicher und verwegener Gefellen zu Pferde und zu Fuß, die auf Raub und Beute ausgingen. Wehe dir, Walkenried!

Wie jubelten die Verwegenen und Verführten wild auf! Nur die Schlüssel brauchten sie umzudrehen, und alle Schätze des reichen Stiftes waren in ihren Händen. Plündernd durch-eilten sie alle Räume, zerschlugen Fenster, Mägen, Bilder und alle Gegenstände, die ihnen selbst wertlos erschienen. Urkunden und Handschriften streuten sie unter die Pferde; Bücher warfen sie als Schrittsteine in den Schmutz. Und welche Vorräte an Wein und Bier, Brot und Fleisch, Erbsen und Bohnen und anderen Lebensmitteln fanden sie in Kellern und Vorrathshäusern! Dabei ließ sich's vergnüglich leben. So nahmen sie denn für längere Zeit im Kloster Quartier. Die große Braupfanne diente als Kochgeschirr, Kelche und Eimer als Trinktöpfe. Da gab's zum Freiheitsrausch auch noch einen anderen vom Wein, und nun legten sie freventlich die Hand

auch an Kirche und kirchliche Gegenstände. Man konnte doch nicht so still daliegen und wollte etwas zu tun haben. Da fanden sie im Kreuzgang das kunstvolle Metallbecken, das der Klosterbruder und Hüttenmeister Almanto im Jahre 1218 gegossen hatte. Dreihundert Jahre war's alt. Das erschien ihnen zunächst als ein würdiger Gegenstand ihrer Kurzweil. Mit Hammer und Keule daran! Jeder Schlag gab einen runden vollen Glockenton, und jeder Klang wie eine Klage durch das verwüstete Kloster. Aber das Becken widerstand. Kaum einige Beulen waren darin. Mit großer Gewalt und Mühe schleppten sie nun Almant's Werk auf den Platz zwischen Kirche und Keller, trugen Holz herzu, zündeten unter dem Becken ein mächtiges Feuer an, um es zu zerschmelzen. Aber das Metall blieb hart, und es war, als stände der Bruder Hüttenmeister heimlich dabei und lachte über die dummen Bauern, die solches Metall im offenen Feuer schmelzen wollten. Das verdroß die Bauern, und sie ließen das Becken liegen. Das war kein schönes Spielzeug! Aber die große Glocke im Turm, das war eins! Wenn die zersprang, das mußte einen Spaß geben! Also hinauf zum Glockenstuhl. Wie tiefestes Totengeläut klangen zuerst ihre Töne; dann wurden sie dröhnender und heftiger, und dann heulte es wie wildes Sturmgeläut hinauf zum Harzwald. Und den Bauern stand beim Läuten der Schweiß auf der Stirn, und der Klöppel arbeitete wild in der Glocke. Aber auch sie verdarb diesen wildgewordenen großen Kindern das Spiel — sie zersprang nicht. Die Bauern wollten aber doch diesmal ihren Willen haben. Da war ein Zimmermann unter ihnen, der meinte: „Wir müssen Seile am Turm befestigen, das Balkenwerk einfügen und durchhauen und dann den ganzen Turm mitsamt der Glocke umreißen. Sollt mal sehen, dann springt das Luder in tausend Stücke!“

Das gab ein Freudengeheul.

„Zimmermann, steig hinauf, säge die Balken ein und binde Seile an! Wir wollen reißen.“

„Aber wenn ich dabei umkomme — wer sorgt für mein Weib und meine Kinder?“

„Die sollen keinen Schaden davon haben. Wir geben ihnen einige Goldgulden.“

Das genügte dem Ratgeber.

Es stand aber in der Nähe des Turmes ein uralter Eindenbaum. „Der soll euch reißen helfen“, erklärte der Zimmermann; „ich werfe vom Turmknopf eine Kette hinüber; einer von euch macht sie im Baume fest, und dann haut ihr den Baum um, daß er im Fallen den Turm mit

niederreißt.“ Wie gesagt, so getan. Die Bauern legten die Axt an den Lindenbaum, und der Zimmermann stieg auf den Turm, band die Seile ans Gebälk, legte die Kette um den Turmknopf, sägte die hölzernen Turmsäulen ein und hieb die unteren Zapfen ab.

Da begann der Baum sich zu neigen.

„An die Seile!“ riefen die Bauern, und hundert Hände faßten zu und rissen, und niemand dachte mehr an den Zimmermann da droben im Turm. Der Baum fiel; krachend stürzte der Turm hinterher; die Glocke zersprang in viele Stücke; die Bauern jubelten. Nun hatten sie ihren Willen. Aber der Anstifter lag mit gebrochenem Halse am Boden. Doch das machte den Aufrührern nichts aus. Das war nun mal so im Kriege, und der Zimmermann hatte die Sache ja selber angegeben.

Ja, die Bauern lebten herrlich und in Freuden im Kloster Walkenried und ließen sich's wohl sein.

Die Grafen Ernst und Heinrich von Hohenstein, die auf Schloß Klettenberg saßen, hatte man gezwungen, in der Bauern Heerbann einzutreten. Sie kamen mehrmals in das Kloster, um dem wilden Treiben zu steuern, aber all ihr freundliches Zureden half nichts. Sie wurden eingeladen, am Erzerzieren der Bauern teilzunehmen. Die Grafen hatten Hans Arnold, den Schäfer von Bartholfelde und Hauptanführer, in ihrer Mitte und schritten den ausmarschierenden Bauern voraus nach dem Geiersberge. Da drehte sich der Schäfer auf einem Beine herum und sprach zum Grafen Ernst: „Sieh, Bruder Ernst, den Krieg kann ich führen. Was kannst Du?“ Der Graf antwortete: „Ei, Hans, sei zufrieden, das Bier ist noch nicht in dem Fasse, darin es gären soll.“ Das nahmen die umstehenden Bauern sehr übel, und sie hätten ihm Gewalt angethan, hätte er sich nicht auf's Bitten gelegt.

Aber mit dem „Kriegführen“ hatte es doch seine besondere Bewandnis. Das merkte auch der Schäfer von Bartholfelde. Denn als am Sonntag Cantate die rottierten Bauern das Kloster verließen, um bei Frankenhausen zu Thomas Münzer zu stoßen, hielt es der Schäfer doch für geraten, den Kommandostab lieber seinem kriegsfundigen „Bruder“ Ernst zu übergeben. Von Harichsmühle sandte daher der Schäfer dies Schreiben an den Grafen:

„Unserm freundlichen, lieben Bruder Ernst von Hönstein,
Schaffner des Landes Hönstein!

Gnade und Friede von Gott, unserm Herrn; lieber Bruder Ernst von Hönstein. Wir fügen Euch zu wissen, daß die christliche Versammlung und

Gemeinde Kettenbergischer und scharzfeldischer Pflege auf der Wiesen bei der flaricher Mühlen beieinander sind. Ist demnach unsere freundliche Bitte, Ihr wöllet auf diesen Morgen früh bei uns an benanntem Orte erscheinen; denn wir mit Euch zu reden haben, daran uns und Euch merktlich gelegen ist. Datum Montag nach Cantate 1525.

• Bitten Eure zuverlässige Antwort.

Die christliche Gemeinde zu Walkenried."

Wer aber auf dies Schreiben der „christlichen Gemeinde“ nicht kam, war der „liebe Bruder Ernst“. Die Bauern hatten auch nicht Zeit, lange zu warten. Denn inzwischen kam die Kunde, daß Thomas Münzer bei Frankenhausen völlig geschlagen sei. Da war's nicht mehr geraten, dem Bruder Ernst vor Augen zu treten. Die christliche Gemeinde stob daher auseinander, und die Frauen in den Dörfern waren froh, daß sie ihre Männer wieder hatten. Freilich, ohne Gericht ging's nicht ab. Angetan mit weißen Kitteln, einen abgeschälten, weißen Weidenstab in der Hand, so mußten sie auf dem Teichdamm bei Scheidungen wie arme Sünder vor dem Grafen und dem gesamten Adel der Grafschaft erscheinen, um ihr Urteil zu empfangen. „Recht und billig ist es“, sprach da Bernhard von Tettenborn, „daß jeder Edelmann neun Bauern an seinen Jagdspieß stecke. Meinen Sohn haben sie umgebracht und sein Gut verwüstet“ — „In die Fluten dieses Teiches mit ihnen, daß sie ersaufen wie die Hunde!“ riefen andere; „was säumen wir lange?“

„Wahr ist's, dieser elende Haufe hat den Tod verdient“, meinte endlich der Hauptmann Balthasar von Sundhausen, „aber wer soll uns Hand- und Spanndienste tun und unsere Länderei bestellen? Die armen Witwen können's doch nicht. Ich halte dafür, man solle ihnen das Leben schenken und sie am Gelde strafen.“ Des waren die Adelligen unzufrieden und murrten. Der Graf aber sprach: „Sundhausen, du hast heute geredet wie ein ehrlicher Mann. Dein Wort soll Ehre haben!“

So kamen die Verführten mit je vier Gulden Strafe davon, und Hans Arnold, der Schäfer von Bartholfelde, schlich von dannen und verabschiedete sich nicht einmal von seinem „Bruder Ernst“.

Was aber wurde aus dem Kloster Walkenried? Der von den Bauern niedergerissene Turm hatte bei seinem Sturz nicht nur das Dach, sondern auch die Gewölbe der Kirche durchschlagen, und da nichts daran ausgebessert wurde, so drangen Regen, Wind und Wetter ein, und schon wenige Jahre später stürzte auch das hohe Chor zusammen. Trotzdem wurde im Norderteile noch bis 1570 Gottesdienst ge-

halten, der dann aber in die Kapitelsube verlegt werden mußte. Damit wurde die herrliche Kirche, eine der schönsten Deutschlands, ihrem Schicksal überlassen. Heute stehen nur noch wenige Trümmer der Kirche und zeugen von der eifrigen Größe. Erhalten ist auch der wunderbare Kreuzgang mit seinen schlanken, reichverzierten Pfeilern und dem kunstvollen Spitzengewölbe, von dem herab es schimmert wie hartes Morgenrot.

81. Bruder Wohlgemut von Walkenried.

Die Mönche im Kloster von Walkenried
Konnten die Sonne nicht sehen,
Schauten sie niemals in rosiger Glut
Ueber den Wald aufgehen.
Allzufest war des Klosters Bau,
Allzudick seine Mauern,
Nur geschaffen, um Jahr für Jahr
Sonnenlos hinzutauern.

War einst ein Bruder, hieß Wohlgemut,
Ein gar fecker Geselle;
Unter der Kutte schlug ihm ein Herz
Frisch wie des Waldbachs Welle.
Aus seinen Augen sprühte ein Blick
Blank wie des Feuers Funken,
Schier als hätte er Sonne und Mond
Mit den Augen getrunken.

Wenn er in seiner Zelle früh
Hörte der Vögel flöten,
Trieb's ihn, die steigende Sonne zu schau'n
Und der Wolken Erröten.
Aber dann rief auch die Glocke schon,
Rief die Brüder zur Mette,
Und kein purpurner Morgenglanz
Glomm an der heiligen Stätte.

Aber der Bruder Wohlgemut
War ein fecker Geselle,
Unter der Kutte schlug ihm ein Herz
Frisch wie des Waldbachs Welle.
„Wenn mir der Mauern finsterner Troß
Weidet die purpurnen Strahlen,
Ei, so will ich das Morgenrot
Grad auf die Mauern malen!“

Eines Morgens — der Brüder Schar
 Schürfte dahin auf den Steinen —
 Schauten sie mitten im Gähnen auf.
 Was für ein rosiges Scheinen!
 Oben vom Kreuzgang kam es herab,
 Wie wenn die Sonne dort winkte.
 Tränen traten in manchen Blick,
 Wie wenn der Tau dort blinkte.

Längst ist verfallen des Klosters Bau,
 Längst sind die Glocken verklungen;
 Ueber dem Bruder Wohlgemut
 Ist der Grabstein zersprungen.
 Aber im Kreuzgang glänzt es noch heut,
 Purpurn wie Engelsflügel.
 Bruder Wohlgemuts frohes Herz
 Grüßt hervor aus dem Hügel.

Aus: Dietrich Vorwerk, Harzluft.

82. Not und Elend im Dreißigjährigen Kriege in amtlichen Berichten.

1626.

Im Amte Erichsburg und am Solling.

Als die Bayrische Armee unter dem Herrn General Grafen Johann von Tilly am 29. Juli 1625 zu Hörter über die Weser an den Solling marschiert, haben sie mit Einfällen und Streifen in dem Städtlein Dassel, Stadtoldendorf und in Dörfern und Höfen mit Rauben und Plündern, mit Abnehmen an Vieh, Vorrat und Hausgerät großen und merkwürdigen Schaden getan, auch übel mit den Leuten, so angetroffen worden, gehauset. Sind auch etliche Tage nacheinander zu Hoppsen eingefallen. Was noch an Hausgerät vorhanden gewesen und in Eil nicht weggebracht werden mögen, alles geraubt. Unten in dem Hause und der Hofstube Fenster und Kachelofen zerschlagen und alles, was sie angetroffen, zu nichte gemacht und verderbet. Von dieser Zeit an hat sich die Tillysche Armee weiter ins Land nach Bodenwerder, Hameln, Minden und Stolzenau begeben und selbiger Orte sich mit glatten Worten bemächtigt.

Danach sind von des Obersten Matthias von Bock Regimente, so in der Stadt und Amt Uslar ihr Quartier gehabt, am 16. März etliche Reuter ins Amt Erichsburg gestreift und was sie an Kuhvieh angetroffen, alles mitge-

nommen und wegtreiben lassen. Sein auch daselbst auf dem Hofe Hoppenßen gewesen und zwar nichts genommen, aber in alle Ställe, Küche und Keller, ja in alle Gemächer gegangen und alles Vieh eigentlich besichtigt, sich auch soviel vermerken lassen, wenn in ihrem Quartier Mangel an Vieh vorkommen täte, sie es notwendig langem müßten.

Als aber den nächst folgenden Tag bemeldetes Regiment Reuter zu Uslar ausgezogen und allhie vor Einbeck über nach Salzderhelden marschiert, unvermutlich aber stracks den folgenden Tag wieder zurückgezogen und zu großem Unglück die Hoppenßer Schweine im Holze angetroffen, haben sie dieselben alle miteinander wegtreiben und nach Uslar bringen lassen, auch unterwegs etliche, die sich nicht haben treiben lassen wollen, erschossen. Und sind meine Schweine, so verwendet worden, 44 Häupter, mehrenteils auch grobe Schweine, gewesen, daß sie diesen künftigen Winter und Herbst hätten können gebraucht werden. Und ob ich wohl an vorgemeldeten Obersten geschrieben und gebeten, mir solche Schweine für eine erträgliche Ranzion möchten wieder gelassen werden, mich auch erboten, für jedes Stück, groß und klein, einen halben Taler zu erlegen, habe ich jedoch damit nicht gehört werden mögen, sondern es sind die Schweine alle zusammen einestheils geschachtet, verpartiert und weggebracht, daß man bis jezo davon keine Gewißheit hat, wo sie geblieben sind.

Des Sonnabends in der Osterwoche ist die ganze Tillysche Armee von und durch Hörter wieder zurückgekommen, hat im Unte Erichsburg übernachtet und sich danach im Felde gelagert und sechs Tage aufgehalten, die Zeit aber alles, was bei den Leuten noch vorhanden und im Solling in Gehägen, Dickungen und tiefen Tälern, so vielen nicht bekannt, vorhanden gewesen, gesucht, gefunden, geraubt und weggenommen, die Leute, sowohl von Weibs- und Mannespersonen, welche sie angetroffen, erschossen und zermetscht, die Winterfaat in dem Felde, so sie ablang können, gänzlich abgehütet und ganz zertreten und zu nichts gemacht. Auch, was das Kläglichste ist, nun ferner die Dörfer Eilensen, Eilensen, Crimensen, Oldendorf gänzlich, und in dem anliegenden Flecken neben der Kirche 45 und in Hüllersen 3 Häuser abgebrannt. Der Hof Hoppenßen ist, Gott sei Lob und Dank! bis anhero noch mit Feuersbrunst nicht angegriffen, sonst aber alle Tage etliche mal überfallen, und was da noch gewesen, weggeraubt oder sonst zu nichts gemacht und zerschlagen worden, also daß sich von meinem Gesinde oder sonst niemand sich daselbst länger wagen wollen und können, und der Hof

wüste und offen stehen müssen, dabei auch die Teiche nicht verschont, sondern alle miteinander durchgestochen und rein gemacht worden.

Nachdem nun am 23. Tage solche Armee aufgebrochen und anfänglich nach Holzmünden auf die Straße nach Hameln sich begeben, bald aber nach Gandersheim, Alfeld und der Orten sich gewendet, ist es zwar unsers Orts etwas stille geworden. Es durften sich aber die Leute dahin nicht wagen, viel weniger Pflug- und Ackerwerke sich anmaßen, denn man es leider vielmals mit großem Schaden erfahren, daß die ganze Armee oder etliche Regimenter alsbald wieder zurückwenden, den Leuten ganz plötzlich und unvermutlich auf den Hals kommen und großen merklichen Schaden tun. Gott der Allmächtige wolle sich unserer mit Gnaden erbarmen, die wohl verdiente Strafe väterlich abwenden oder lindern und zuvörderst bei seinem göttlichen und allein seligmachenden Worte, dann auch bei dem täglichen Brot mit Gnaden um seines geliebten Sohnes Jesu Christi willen erhalten.

Einbeck, den 24. April 1626.

Georg Jeremias v. Dassel.

Amtmann Pape zu Uslar an den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig.

„Es ist nicht auszusprechen, wieviele herzbrechende Klagen der armen Leute *) täglich einkommen. Das Land ist längst alles Vorrats an Getreide, Vieh, Kleidern, Hausgerät und Pflügen beraubt; die Dörfer sind meist eingeäschert und die kleine, dem Tode bisher entgangene Bevölkerung haust in Hütten oder auf freiem Felde oder sucht im Walde ein Obdach. Die Soldatesca ist nur noch aus dem fürstlichen Kammergute zu erhalten; aber auch dieses ist aufgezehrt. Was man in Städten noch besitzt und was das Landvolk durch Betteln und Holztragen nach dem Auslande gewinnt, wird durch die Kontribution hingenommen“.

„Das erbarmungslose Massacre zu Münden“ in der Nacht des 30. Mai 1626.

Ob nun wohl der angeschlagene Geldschaden, wie derselbe an Eides Statt von einem jeden angezeigt und taxieret worden, auf eine sehr hohe Summe und über drei Tonnen Goldes sich erstreckt, wodurch wir dann fast auf den äußersten Grad ausgesogen und zu armen Leuten gemacht worden,

*) Die Bauern und Landleute.

so ist doch dieses dagegen als nichts zu achten, daß J. S. G. **) treue und gehorsamste Untertanen, bevorab aus hiesiger Bürgerschaft, bei achthundert Personen an Bürgern, deren Weib und Kindern ganz unschuldiger Weise so jämmerlich umbs Leben kommen und getödet worden, darunter man weder schwacher Frauen, noch säugender unmündiger Kinder, weder alter noch kranker Leute verschonet, sondern bei und nach dem Einfall bis in den andern Tag alle, die den Soldaten vorkommen — ohne die Gott sonderlich erhalten — mit Hackebarten niedergehauen, etliche sind in heiß' Wasser geworfen und verbrannt, etliche vom Turm und andern hohen Orten heruntergestürzt, etlichen Pulver angehängt und damit gemartert, etliche gebunden und gegen das Feuer gebracht, theils Stricke um die Häupter gewickelt, theils aufgehängt, theils die Augen ausgestochen, franke, schwache Leute auf ihren Siechbetten umgebracht, junge Kinder mit Spießern niedergestochen und dieselben in der Höhe daran zappeln lassen, etliche vornehme alte Ratspersonen von 70, 80 und mehr Jahren, auch einen steinalten Schiffer, so hundert und acht Jahre erreicht, und fast kindisch gewesen, auch mit niedergehauen worden, etliche auf dem Turm bei der Stadtmauer mit Feuer und Pulver geschmauchet, die toten Körper auf den Gassen theils entblößt, etlichen feisten Leuten das Schmeer und die Darmen, andern das Herz aus dem Leibe geschnitten, theils von den Dächern wie Vögel heruntergeschossen, hernach haben die Soldaten sich auf die toten Leichnams gesetzt und einer dem andern zugetrunken, von vielen Leuten ein, zwei oder wohl auch zum dritten Male die Ranzion genommen, quart'er (Gnade) zugesagt und doch nicht gehalten und was dergleichen unchristliche Taten damals mit Schlagen, Verwunden, Schänden, Schmähn und andern, so fast unsäglich, an uns, Gott erbarme es, verübet worden; so hat man auch hernacher (welches noch auf heutige Stunde viele hochbetrübte Wittwen am meisten schmerzet) die Toten, sowohl Bürger als Fremde, über 2260, so aus allen Orten an den Ecken der Gassen bei 40, 50 oder mehr zusammen über einen Haufen geschleppt und gebracht worden, auf die Wagen (deren 300 vom Lande hereinbeordert worden) geworfen, zur Brücke geführt und von da herab ins Wasser gestürzt, darinnen auch noch etliche Verwunde'e ge'ebet und sich hören lassen. O des großen Endes! und dieses zwar nunmehr fast der ganzen Welt fur'dbar. Dennoch verspüret man nicht, daß jemand in diesem Fall sich unserer mitleident-

**) Ihre fürstliche Gnaden.

lich anzunehmen oder worin behülfliche Handbietung zu tun gemeinet.

Magistrat der Stadt Münden an den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig.

Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig an
den Kaiser.

„Durch Tilly, der wider Erwarten feindselig in mein Land eingefallen ist, sind die wehrlosen Leute in ihren Häusern, auf Wegen, im Walde und im Felde überfallen und mit Weib und Kind erbärmlich niedergehauen; weder Kinderbeterinnen noch Säuglinge haben Schonung gefunden; man hat die aufgegriffenen Pfarrer erschlagen, die Bewohner der Siechenhäuser gemordet, Frauen die Zunge ausgerissen oder aufgespaltet, Männern härene Stricke um den Kopf gewunden und mächtig zugezogen, um durch Marter das Geständnis versteckten Geldes zu erpressen. Aemter und Klöster, Städte, Schlösser, Flecken und Dörfer sind ausgeplündert, die Kirchen geschändet. Lebensmittel, welche man nicht mitschleppen konnte, hat man in den Kot gestampft, Fässer den Boden eingeschlagen, Kelche und Monstranzen gestohlen, Taufsteine und die auf dem Altar liegende heilige Bibel mit Unflat beschmutzt, Orgeln gebrochen, Gräber aufgewühlt, Kupfer und Blei von den Kirchtürmen genommen, Bibliotheken verbrannt, Flecken und Dörfer ausgebrannt und Menschen, gleich wie den Tieren, in Wäldern und auf dem Felde gehegt. Ein Teil meines Fürstentums, zwölf Meilen in der Länge, sieben Meilen in der Breite, liegt gänzlich verheert. Dessenungeachtet und obwohl die Früchte aufgezehrt sind, der Acker ungepflügt liegt und das Volk dem Hungertode entgegenfieht, hat Tilly noch etliche 1000 Fuder Korn und 300 000 Taler verlangt. Man hat in unserm Lande ärger gehaust denn in Böhmen oder in der Pfalz . . .

Wosern solchen Gefährlichkeiten nicht vorgebauet wird, alsdann wird unsern Landen und Leuten ein solcher Riß und Unglück zustehen, welches von den Lebenden und den Nachkommen mit stets fließenden Tränen zu beweinen sein wird“.

83. Zerstörung der Burg Scharzfeld durch die Franzosen.

1761.

Am Südharz, unweit des Bahnhofes Scharzfeld, umrauscht mächtiger Buchenhochwald die Ruine der Burg

Scharzfeld. Wie aus dem Fels gewachsen, stehen noch heute die Trümmer, und in den Fels hineingearbeitet, zeigen sich noch die Kasematten dieser Burg, die im Siebenjährigen Kriege noch als Festung diente und eine Belagerung erlitt, die ihr den Garaus machte.

Das war eins der Heldenstücke der Franzosen im Siebenjährigen Kriege! Sechstausend Mann hielten sie dazu für nötig und einen Verräter obendrein.

Die Franzosen kannten das Felsenfest schon. Am 27. September 1757 hatte eine Freischarenbande es eingenommen und dabei Gelegenheit, die „Besatzung“ der Festung genau kennen zu lernen: es waren Invaliden, die hier ihr Gnadensbrot verzehrten, in den Burggärten ihr Gemüse bauten und ein gutes Bier brauten. Auch einige Harzjäger und Staatsgefangene hausten da oben. Das war alles. Daher hatte sich die „Besatzung“ „auf Discretion“ ergeben und den Franzosen Platz gemacht. Aber schon nach wenigen Wintermonaten verschwanden die „Sieger“ unversehens, und niemand wußte, wo sie geblieben waren. Die Gefangenen hatten sie freigelassen, die „Festung“ aber war unversehrt geblieben. Und nun hatte die hannoversche Regierung dort ganze 200 Invaliden, 40 Kanonen und 100 Harzjäger untergebracht, die von dem Major von Sack und Hauptmann von Issendorf kommandiert wurden. Mehr konnte das kleine Nest wahrhaftig nicht fassen, was doch den Herren Franzosen gut genug bekannt war. Aber sie mußten doch wohl einen gewaltigen Respekt davor haben. Wenigstens konnte die kleine Besatzung sich's zur hohen Ehre anrechnen, als am 16. September 1761 ganz unerwartet von Osten her über Osterhagen ein ganzes französisches Heer herangezogen kam: bei 6000 Mann und Roß und Wagen und dazu zwei Generale. Das ganze Odertal wimmelte von Franzosen.

Was war zu tun?

Der französische General Victor sandte einen Offizier mit einem Trompeter vor die feste und ließ zur Uebergabe auffordern. Aber diesmal hatte der gallische Hahn vergeblich gekräht. „Nichts da von Uebergabe!“ sagten Sack und Issendorf, „wir wissen, was wir unserer Ehre schuldig sind.“

So kam's denn zu regelrechter Belagerung. Die Felsenfeste wurde ringsum eingeschlossen und von der übrigen Welt abgeschnitten. „Aushungern!“, sagte der eine General, und „in Grund und Boden schießen!“ der andere, und er ließ seine Kanonen auffahren jenseits der Oder, auf dem gegenüberliegenden Bühlberge, und aus allen Dörfern der

Umgehend wurden die Bauern herbeigetrieben. Die mußten Schanzarbeit tun mit Hand und Spannwerk und Gräben auswerfen und Wälle und Bollwerke bauen; selbst Bürger aus der Stadt Ellrich mußten dabei helfen.

Was war das für ein Menschengewoge im Odertal, und es brandete heran immer näher und immer mächtiger. Aber unerschüttert stand in all' dem Gewoge der Fels mit der Feste und ihrer Mannschaft.

Aber freilich — es galt drum! Denn was hatten die 350 Mann den 6000 entgegenzusetzen? Nichts als drei „Batterien“: eine im Süden, eine im Südosten, eine auf dem Turm des nordöstlichen Felsenvorsprunges, und ihre Zuversicht, daß die Burg noch nie im Kampf erobert oder erstiegen, und ihren Willen zum Durchhalten. Ja, es galt drum! Und so wurde denn gefeuert und gepfeffert, was das „Zeug“, die Geschütze, halten wollte.

„Das müssen wir anders anfangen“, dachten die Franzosen, und versuchten es mit Verrat. Drüben auf dem Liethberge, der höher als der Bühlberg und näher an der Burg ist, hätten sie ihr Geschütz gern aufgepflanzt. Aber wie dahin kommen? Da lockte ihr Gold einen Bauern aus der Umgegend, daß er zum Verräter wurde, und er führte sie auf einem heimlichen Wege dahin. Zwischen Lieth, Wolfskühlental und Burg lag der Frauenstein, ein kleines Festungswerk, das als Vorburg diente. Das wurde nun von den feindlichen Geschützen alsbald zerstört, und der Weg zur Burg war frei. Hart wurde den Belagerten zugesetzt. Issendorf und seine Schar wehrten sich wie verwundete Löwen. Was aus dem allen trotzdem werden würde, das sahen die 100 Harzjäger von Stunde zu Stunde mehr ein, und um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, entschlüpften sie zeitig aus der Falle und entkamen in ihre Berge. Da mußte die Besatzung vom ungleichen Kampfe ablassen und sich und die Burg ergeben. Das geschah am 25. September 1761 nach zehntägiger Belagerung.

Das gab ein Freudenfest in Paris! Denn der französische General hatte sofort einen Kurier dahingesandt und sagen lassen: „Es ist mir gelungen, binnen wenigen Tagen eine der wich'gsten Festungen Deutschlands zu erobern, ihre bedeutende Besatzung gefangen zu nehmen und eine unermeßliche Beute zu machen“. In den Straßen von Paris standen die Franzosen und besprachen den gewaltigen Sieg; Freudenschüsse und Illumination und ein feierliches Te Deum in der Kirche Notre Dame. Und das a'les um 300 Mann, drei Geschütze und eine alte Grafenburg!

Wie das kam? Die Franzosen waren wieder einmal zu voreilig gewesen. Der Herr General hatte in seinem Freudentaumel seinen Kurier nach Paris abgeschickt, ehe er selbst in der Burg gewesen und gesehen, was da eigentlich los war. In derselben Voreile hatte ein französischer Hauptmann, der den gefährlichen Namen Nero führte, alle Wagen aus der Umgegend von Scharzfeld herbeitreiben lassen zum Abfahren der „unermesslichen Beute“. Wie geriet er in Wut, als er nichts fand als die paar Kanonen und einige alte Pulverkarren mit etwas Munition! Und das lange Gesicht des Herrn General Daubecourt hätte ich auch einmal sehen mögen!

Aber die Burg sollte es entgelten. Bergleute aus Lauterberg mußten kommen, die Mauern sprengen und die Gebäude mit Feuer verbrennen. Selbst der vermaledeite Felsen sollte gesprengt werden. Da kam aber den Herren Franzosen der Herzog Ferdinand von Braunschweig in die Quere. Er sollte in der Nähe sein, hieß es. Da machten sich die Franzosen eilends auf und davon. Die Stelle, wo ihr Hauptheer lagerte, heißt noch heute der „Franzosengrund“.

84. Letzter Auszug des hannoverschen Heeres.

1866.

1.

Sonnenwendnacht des Jahres 1866. Dämmerung liegt auf Berg und Tal. Von Göttingen bis hinab nach Northeim, bis hinüber nach Münden gibt es keine Nachtruhe, in keinem Dorfe, auf keinem Hofe. Die hannoversche Armee, die seit dem 15. Juni im Süden des Königreichs mobil gemacht hat, rüstet zum Abmarsch. Fieberhafte Tätigkeit in Dorf und Stadt, am fieberhaftesten in Göttingen. Da ist das Hauptquartier; im Gasthof zur Krone wohnt der blinde König Georg V.; in der Universitäts-Aula am Wilhelmsplatz arbeitet die Armeeleitung. Ordonnanzen eilen von der „Krone“ nach der Aula, Soldaten von ihren Quartieren nach den Sammelplätzen.

Auf 4 Uhr ist der Abmarsch festgesetzt. Er geht durch den Engpaß von Reinhausen-Bremke nach Heiligenstadt. Von allen Seiten zieht's heran nach dem Straßennotenpunkt von Niedernjessa. Hinter den Gleichen kündet die Helle des Himmels die nahende Sonne. Das weite Göttinger Tal blinzt und blüht von Waffen und Uniformen, an Dorfsausgängen, auf Straßen und Wegen in der sommerlichen Flur. Kom-

mandorufe! Trommel und Pfeife ertönen; Trompeten und Signalhörner erschallen. Von Nord und Süd und West zieht's heran, dem Pässe von Reinhausen zu.

In Reinhausen selbst stehen unsere hannoverschen Nordlandsöhne von der Stader Wasserfante. Sie haben den Schlüssel zum Paß, und mit Lüneburger Infanterie, Hildesheimer Jägern und mit Osnabrücker Kronprinz-Dragonern bilden sie die Spitze der abziehenden Armee. Marschfertig stehen sie in der engen Dorfstraße, im Morgenschatten der ragenden Felsen, und harren des „Bataillon, marsch!“ Die Quartierwirte in der Nähe dabei, und Nord- und Südhannover reichen sich noch einmal die Hand zu Wunsch und Abschied.

„Stillgestanden!“

Der Brigadeführer reitet heran, mustert, fragt, gibt Anweisung und reitet zurück, um auch die anschließenden und anmarschierenden Abteilungen zu besichtigen und aufzumuntern.

„In Feindes Land geht der Marsch. Zeigt, daß ihr brave Hannoveraner seid! Schützt euer Vätererbe! Für König und Vaterland! Es lebe der König! — „Hurra!“

Felswand und Bergwald gaben den brausenden Ruf tausendfach zurück. Erkundungs- und Sicherheitstruppen voraus — Seitendeckung links und rechts! Und nun hinein in das schattige Tal und in den frischen Sommermorgen!

Musik setzt ein. Althannoverscher Militärmarsch. — Im Schritt und Tritt verschwinden die Bataillone und Regimenter in der nächsten Biegung der lindenumsäumten Waldstraße.

„Es hat sich das lust'ge Trömmelein
Schon dreimal gerühret.
Schon dreimal gerühret,
Da heißt es marschieret
Hinaus vor die Stadt,
Wo der Feind sich gelagert hat.“

Die roten Sandsteinfelsen Reinhausens und des Bremker Tales, die herabschauenden Ruinen der Gleichen, erregen die Verwunderung der aus dem Flachlande kommenden Krieger. Voll Spannung marschieren alle in das enge, schluchtartige Waldtal. Schußfertig das Gewehr! Wer kann wissen? Eine Sechspfünder-Batterie rasselt hinterher. Wohl hundert Pferde. Die Mannschaften auf Hinter Sitz und Prokassen. Vom Käppi leuchtet die Inschrift „Peninsula — Waterloo“ und das weiße Sachsenroß. Grüßen und Winken

und Gegengruß. Dann verschwinden auch sie in der Tal-
schlucht.

Schon aber schaut die ehrwürdige Reinhäuser Kloster-
Kirche auf ein neues Bild, bunter als das vorige. Die statt-
lichen Krieger vom Leibregiment biegen in die Dorfstraße
ein, scharf im Tritt.

„Der König kommt!“

Federbüsche von Generalshüten wehen; goldgestickte Be-
säße, silberne Schärpen und rote Generalsstreifen leuchten.

„In der Mitte, da, auf dem Schimmel, das ist der
König“, flüstert es in den Reihen der Landleute, die beide
Seiten der Dorfstraße besetzt halten.

Hoch aufgerichtet sitzt er im Sattel. Bewegung liegt auf
seinem Gesicht, aber auch Wille und Entschlossenheit. Daß
er blind ist, man merkt es kaum, und es scheint, als leite
er sein Pferd mit eigener Hand. Doch das tut der Reiter
links neben dem König in dem fleidsamen Waffenrock der
Northheimer Kürassiere mit blinkendem Küras, mit Stahl-
helm und Roßschweif, der Armee-Stallmeister. An fast un-
sichtbarer weißseidener Schnur führt er des Königs Pferd.
Rechts vom König reitet der junge Kronprinz Ernst August
im pelzbefetzten dunkelblauen Dolman der Verdener Garde-
husaren, Tschako mit weißem Federbusch über der Stirn.
Hinter dem König ein zahlreiches Gefolge in geschmackvollen
Uniformen — ein buntes, unvergeßliches Bild! Dahinter als
persönliche Schutzwache eine halbe Schwadron der Celler
Cambridge-Drögoner in hellblauen Waffenröcken und hohen,
schweren Helmen von schwarzem Eisenblech mit springendem
Pferd. Dann des Königs sechsspänniger Reisewagen, an-
dere Hofwagen, Handpferde, geführt von rotherockten Die-
nern, Kriegskassenwagen, Feldpost, Extraposten, Ordonnanzen.
Das ist der glänzende Reiterzug des königlichen Haupt-
quartiers. Er hat sich, von Göttingen kommend, in die erste
Brigade eingeschoben. Truppen, die an der Straße standen,
um den König vorüberziehen zu lassen, hatten ihn mit jubeln-
dem Hurra begrüßt. Der König in der Mitte seiner Sol-
daten. Das hob die Herzen. „Heil unserm König, Heil!“
Klang es, wenn er vorüberzog, und hinter ihm sang's:

„Und da sah'n wir von weiten
Unsern König schon reiten“,

und der anfeuernde Rhythmus dieses alten hannoverschen
Soldatenliedes brachte aufs neue frisches Leben in Reih'
und Glied.

Jetzt nun reitet der König durch Reinhausen. Die Harrenden am Wege, an Türen und Fenstern und Gartenzaun, entblößten Hauptes, schauen stumm und ehrfurchtsvoll auf den König. Das aufquellende Gefühl, der Ernst der Stunde, das Ergreifende des Augenblicks lassen kein lautes Wort aufkommen. Der König neigt freundlich grüßend das Haupt, als sähe er sie alle, die da seiner harren. Ach, daß er sie nicht sehen kann! Nicht sehen die feuchtschimmernden Augen, den Fels, den Berg, die Wiese, den Wald, die prächtige Armee, die für ihn in den Kampf zieht, die alte Klosterkirche, die ragenden Gleichen. Daß er das alles nicht sehen kann! Daß aber der blinde König auszog als einer, der nicht wiederkehren sollte, als ein hohes Opfer der werdenden deutschen Einheit, das ahnte damals noch niemand. Sie hätten wohl noch anders zu ihm aufgeschaut!

Hannovers Garde du Corps und Northheimer Kürassiere folgen. Das Trompeterkorps schmettert einen flotten Reitermarsch und löst den Bann tiefen Ergriffenseins, der die Menge noch gefangen hält.

Nun reiten die Kürassiere durch's Dorf. Lauter und vertrauter werden Gruß und Zuruf. Das sind meist alte Bekannte, die ihren Quartierstand in den umliegenden Dörfern haben und auf dem nahen Dreisch unterm Bocksbühl bei Groß-Schneen ihren Übungsplatz haben. Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Vetter und Freund und manch heimliches Schatzlein reichen in schmerzlich=stolzem Gefühl dem Reitersmann noch einmal die Hand zum Abschied. „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“, klang es nach in manchem Herzen.

Auch die sind vorüber. Und hinter ihnen zieht's heran in unabsehbaren Reihen, Truppe um Truppe, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen. Die ganze Straße bis Göttingen zurück ist noch belebt. Und in und jenseits Göttingen stehen noch die Regimenter der 2. Brigade mit der Nachhut: Celler und Einbecker Infanterie, Goslarer Jäger, Celler Dragoner, die Batterie Laves u. a. Und auch sie ziehen, Kompagnie um Kompagnie, Schwadron um Schwadron, Batterie um Batterie, Wagen um Wagen, zum Göttinger Geismar-Tor hinaus auf pappelumsäumter Straße nach Reinhausen.

2.

Die Spitze der Heeresssäule hatte sich inzwischen im Bremser Tal hinaufgeschoben. Das königliche Hauptquartier war bis dahin gekommen, wo heute am Eingange des Klaus-

tales das „Waldschlößchen“ steht. Ein grüner Wiesenwinkel war damals an dieser Stelle, umfriedet von hoher Hainbuchenhecke, überschattet von Buchen und Eichen. Das war ein geeigneter Platz zur Frühstücksrast für den König. Auch die Truppen bedurften der Ruhepause, und der Waldesschatten des Bremker Tales bot gute Gelegenheit.

„Das Ganze halt!“ Signalthörner tragen den Ruf das Tal hinab, hinauf. Gewehre aus der Hand! Herunter vom Sattel und Proßkafen! Pferde ausgespannt! In wenigen Minuten war das ganze Tal ein einziges Kriegslager, und das bunte Gemisch von Uniformen leuchtete vom grünen Waldsaum und schattigen Straßenrand. Das aus den Quartieren mitgebrachte Frühstück mundete, flasche und wohlgefüllte Kantine¹⁾ kreisten, Scherzworte fielen; man freute sich über die Schönheit der Landschaft und tauschte Meinungen über die Beschwerden des Marsches. Uebermüdete aber drückten für kurze Zeit die Augen zu. Es war die letzte Ruhe im Schoße der mütterlichen Heimat.

Auf schneeweißem Linnen unter den Eichen des Klaus-tals war des Königs Frühstückstafel gedeckt, umrauscht von heimischen Wäldern, umwoben von heimischer Geschichte und Sage, die sich an die gerade gegenüberliegenden Burgruinen der Gleichen und an den nahen Hurfutstein knüpfen. In erstem Gespräch mit den Herren der Armeeleitung sitzt Georg V. da.

Armer, blinder König! Wohl hörst du's in den Eichen flüstern, in den Buchen raunen, hörst das Lied der Drossel, fühlst die Frische dieses Orts; aber du siehst nicht, welche Fülle von Lieblichkeit und Schönheit dein Land dir zu bieten vermag, siehst nicht die Birke am Felsenrand, nicht den Bach im Waldgrunde und nicht den blauen Himmel, der sich darüber spannt. Siehst auch nicht das ungeheuerere Schicksal, das auf dich lauert, um alle die Träume deiner welt- und wirklichkeitsfernen Gedankenwelt zu vernichten! Eine kurze Wegstrecke nur, und du stehst an der Grenze deines Königreiches. Ahnst du es nicht, daß es eine Rückkehr für dich nicht geben wird? — —

Es wird zum Aufbruch geblasen. Die letzte Rast einer königlich hannoverschen Armee in königlich hannoverschen Landen ist vorüber. Freundlich hat heimischer Boden dem König und seinem Heere den letzten Imbiß geboten.

^{*)} Hölzernes Gefäß, einem Tönnchen ähnlich, das die hannoverschen Truppen als Feldflasche mit sich führten.

3.

Die Heeressäule setzt sich wieder in Bewegung. Am kleinen, im Tannenwald stimmungsvoll eingebetteten Dorffirchhof, der an Lenas Friedhof im Maienglück erinnert, vorüber geht's in das Dorf Bremke. Etwas Besonderes scheint sich hier vorzubereiten.

Wo die steil aufführende Straße im Dorfe eine scharfe Wendung macht, um die hochgelegene Schule und die Kirche zu umgehen, staut sich die Menge der Zuschauer. Ein Adjutant sieht nach der Ursache und meldet, daß ein Geistlicher in voller Amtstracht auf der Höhe der Dorfstraße des Königs warte. Es war der Bremker Pastor Herminghausen, der, von dem Ernst und der Weihe des Augenblicks erfasst, neben dem plätschernden Dorfbrunnen stand, um zu tun, wie ihm sein Herz gebot.

Als der König herangekommen, zog Major Schweppe leicht an der seidenen Leitschnur; des Königs Schimmel stand; auch die andern Reiter hielten, und der Heerzug stockte.

Der Geistliche trat nahe an den König heran; keine lange Ansprache wollte er halten; dazu waren die Umstände nicht angetan, obwohl sein Herz voll war. Der Pastor fand das rechte Wort und die rechte Art für diesen feierlich ernsten Augenblick. Mit innerlich bebender Stimme sprach er: „Ich grüße in Ehrfurcht meinen königlichen Herrn“. Auf seinem Antlitze zuckte es, und von plötzlicher Bewegung erfasst, erhob er segnend seine Hände und sprach:

„Der Herr segne Dich und behüte Dich!“ Der König nahm bei diesen Worten seine Feldmütze ab und hielt entblößten Hauptes vor dem Diener am Worte Gottes, der fortfuhr: „Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir Frieden! Amen.“ Ein Ausdruck tiefer Andacht lag auf des Königs freundlich-ernstem Antlitze, und ein Strahl der Hoffnung und des Trostes huschte darüber hin. Nachdem der König sein Haupt wieder bedeckt, reichte er dem Geistlichen die Hand. „Sie haben recht, Herr Pastor; es ist schwere, ernste Zeit; da tut der Segen des Herrn not. Möge sich alles zum besten wenden! Leben Sie wohl!“

„Ich danke Eurer Majestät von ganzem Herzen!“ erwiderte der Geistliche in tiefer Rührung und Ergriffenheit.

Der König grüßte militärisch, gab seinem Pferde die Sporen, und weiter ging's vom Schulhügel die Dorfstraße hinab.

Alle, die Zeugen dieses Vorgangs sein durften, haben das Erhebende und Weihevollte dieser Augenblicke, das in

seiner Schlichtheit rührend war, nie vergessen können. Die ganze Tragik dieser Szene aber konnten sie erst später empfinden, als die Ereignisse es zeigten, daß dies der letzte, der allerletzte Segen war, den der König Georg in seinem Lande empfing.

Dicht an der preussischen Grenze, unfern von Bremke, liegt an der Landstraße das Gut Vogelsang. Der Weg dahin war schattenlos; heiß brannte die Sonne. Der König empfand quälenden Durst; daher erbat er sich auf dem Gute ein Glas Wasser. Persönlich überreichte es ihm der Pächter Angelbeck, und der König löschte seinen Durst und dankte dem freundlichen Spender. In treuem Gedenken bewahrte dieser mit rührender Sorgfalt das Glas, aus dem der letzte König von Hannover den letzten Trunk in seinem Lande getan.

Noch 150 Schritt — und die Grenze Hannovers ist erreicht. Abseits am Wege, noch auf hannoverschem Boden, stand der Amtmann Jordan aus Reinhausen. Als der König vorüberritt, nahm er ehrfurchtsvoll seine Mütze ab. Eine Träne rollte dem alten Beamten über die Wangen. „Was wird dieser Bruderkrieg uns bringen? Wer von den Ausziehenden wird wiederkehren?“

Lange sah er den Truppen nach, die unter dem Klange lustiger Lieder und schmetternder Musik das erste preussische Dorf durchzogen und weiter über die schattenlosen Höhen des Eichsfeldes dahin.

Hinter ihnen aber ragten die Gleichen, die beiden weit-schauenden Wächter des hannoverschen Heimatlandes gegen Südost. Sie sahen den Abziehenden nach, und am folgenden Tage sandten sie mit der vorüberziehenden Nachhut dem Heere die Grüße der Heimat nach. —

Wenige Tage später stand das hannoversche Heer bei Langensalza mit preussischen Truppen in siegreichem Kampf, mußte sich aber, umzingelt, der Uebermacht ergeben und die Waffen strecken. Waffenlos und gramvollen Herzens kehrten Hannovers brave Langensalza-Kämpfer in die Heimat zurück. Der blinde König aber ging ins Exil; sein Thron sank in Trümmer, und sein Land wurde am 3. Oktober 1866 eine preussische Provinz.

2

Karlschule
Braunschweig
- BÜCHEREI -
12084

Verzeichniß der Ortsnamen.

A

Adeleben 43. 46. 47. 96. 97.
 Ahlshausen 95. 96.
 Alfeld 27. 120. 144.
 Aller 12. 75.
 Amelunghorn 49.
 Andreasberg 41.
 Aste 44.

B

Backen 45. 46.
 Backstein 45. 46.
 Ballenhausen 53.
 Barberg b. Dassel 48.
 Bardowiek 112.
 Bärenhohl 17.
 Bärenkopf 17.
 Barental 17.
 Bartholfsfelde 137. 139.
 Bärwinkel 17.
 Bedenbostel 13.
 Bergland, südl. 13. 48.
 Bergkirchchen 80.
 Blankenburg 107.
 Bochenem 13. 120.
 Bocksühl (als Donarsühl) bei Groß-
 Schleen 28—34. 152.
 Bodenthäuser Wald 53.
 Bodenwerder 142.
 Bodfeld i. Harz 95.
 Bomeneburg 72.
 Bornum 13.
 Boven den (Bobbentun) 13. 27.
 Bramburg b. Adeleben 43. 44. 46. 47.
 Bramburg am Wesertal 46.
 Bramwald 46.
 Braunschweig 69. 108. 110. 111. 112.
 116. 117. 118. 119.
 Braunschweig-Lüneburg, Herzogtum
 118. 119. 120. 146.
 Bredelar 12.
 Bremen 83. 107.
 Bremke und Bremker Tal 127. 149.
 150. 153. 154.
 Brocken (Bocksberg) 45. 47. 48.
 Brügggen 13.
 Brunshausen (Brunstfashusen) bei
 Sandersheim 87.
 Burgdorf an der Oker 93.
 Bursfelde 87.

C

Calefeld 47. 48. 133.
 Calenberg 108. 119.

Carlsbafen 9.
 Castelnburg 100.
 Celle 119.
 Cheruskerland 10. 58. 59. 62. 64. 68.
 Clausthal 41. 42.
 Corven 84. 85.
 Crimmenjen 143.

D

Dankwarderode 110.
 Dassel 48. 107. 142.
 Deister 75.
 Diemarden 10. 11. 84.
 Diemel und Diemeltal 88. 89.
 Dorste 49.
 Dramme 27.
 Drammettal 9.
 Dransberg 46.
 Dransfeld 45. 46. 120.
 Dreisch, großer, b. Groß-Schleen 27.
 Duderstadt 11. 68. 70. 96. 120.
 Duffberg b. Wulsten 48.

E

Ebergöhen 23. 50.
 Edesheim 48.
 Eichsfeld 11. 155.
 Eilenjen 143.
 Einbeck 27. 57. 69. 96. 120. 130.
 142. 144.
 Einbecker Mulde 9.
 Einhornhöhle 10. 11.
 Ellenjen 143.
 Ellershausen 10.
 Elbe 13.
 Ellershausen (Ellingehusen) 27. 50. 54.
 Ellrich 10. 148.
 Ellershausen 132.
 Elze 81. 82. 83. 120.
 Ems 13.
 Engern 75.
 Erblen, fr. Uslar 46.
 Eresburg (Ober-Marsberg) 88.
 Erichsburg, Amt, 142. 143.
 Eschwege 68.
 Espeltal b. Hardeggen 128.

F

Flarichsmühle 139.
 Förste a. S. 13.

II

Frankenhäusen 139. 140.
 Franzosengrund 149.
 Frauenstein b. Scharzfeld 148.
 Fulda 23. 62. 69.

G

Gande und Gandetal 87.
 Gandersheim 85—88. 95. 120. 144.
 Gartetal 11.
 Geest 13.
 Geilaha (Gela) 28.
 Geismar 11. 27. 53. 68.
 Sieboldshäusen 105.
 Giffelde a. S. 92.
 Gleichen b. Göttingen 127. 128. 150.
 Golmbach 49.
 Göttingen 10. 11. 14. 20. 21. 23. 88.
 111. 120. 132. 149.
 Göttinger Land 69. 108. 119.
 Göttinger Senke 9. 11. 21. 149.
 Grevenburg 45. 46.
 Goslar 11. 97. 98. 137.
 Grona 14. 27. 88. 89. 90. 95. 96.
 Gronau 14. 120.
 Grona (Gronidi) 11. 13. 18. 27.
 Groß-Schneen 152.
 Grubenhagen 69. 108. 119.
 Grund 38. 39.
 Günterßen 45. 46.

H

Hadeln 62.
 Häbeke 26.
 Hainberg bei Göttingen 20. 27.
 Hameln 9. 85. 120. 142.
 Hanschenbeke 46.
 Hardeggen 128. 129. 130. 131.
 Hardenberg 126.
 Harste 13.
 Hannover 120.
 Harz 17. 27. 38. 40. 48. 58. 66. 67.
 68. 111.
 Harzburg 37. 97. 113—118.
 Herberhausen (Heribertshusen) 15.
 Heimenstein bei Sudershausen 50. 52.
 Heinrichswinkel bei Stausenburg am
 Harz 92.
 Heinrichshöhe bei Giffelde 92.
 Heinrichs Vogelherd auf dem Roten-
 berge 92.
 Heiligenstadt 149.
 Herzberg 10. 68. 92. 106.
 Hessen-(Chaffen)-Land 62.
 Hettlingen 46.
 Hevenßen 84.
 Hildesheim 13. 27. 82. 83. 84. 100.
 120.
 Hildesheimer Land 56.
 Hildesheimer Dom 82.
 Holzeismar 69.
 Hohenstein, Grafschaft 136.
 Hohenstein im Süntel 75.

Hohnstedt 95.
 Hollenstedt 47.
 Holzminde 144.
 Hollensen (Hollhusen) 27.
 Homburg b. Stadtfeldendorf 83.
 Hörden 50.
 Hörter (Hugori) 85. 143.
 Hoppenien 142. 143.
 Hübchenstein 38. 39.
 Hülfsenberg 68. 71.
 Hünenburg b. Dransfeld 46.
 Huneburg bei Solmbach 49.
 Hütteberg bei Dorste 49.
 Hurkuffstein 127.
 Hutterßen 143.

I

Iffeld 10.
 Ilme 48.
 Ilmetal 9.
 Imbsen 46.
 Innerste 11. 12. 58.
 Jela (Geilaha) 27.
 Jettenhöhle b. Hörden 50.
 Jühnde 50.
 Jüh b. Herzberg 106. 107.

K

Kalenberg 108. 119.
 Karspool (Karspüle) 22. 23. 24. 27.
 Kerflingerode 71.
 Kirchgandern 129.
 Kilaustal b. Bremke 127. 128. 152. 153.
 Klettenberg 139.
 Klingenberg b. Wulften 48.
 Knochenmühle b. Göttingen 15.
 König Heinrichs Vogelherd 92.
 Königsstuhl b. Dassel 48.
 Kreienlen 47.
 Krißhäuser 68.

L

Landolfshäusen 23. 50.
 Land zwischen Harz und Unstrut 67. 68.
 Langensalza 155.
 Lauterberg 57.
 Leine 10. 11. 12. 27. 43. 62. 81.
 Leineberge 48.
 Leinegau 69.
 Leineland 87.
 Leinetal 9. 15. 21. 43. 44. 47. 120.
 Lengden, Kl., 14. 50. 53.
 Lengder Burg 9.
 Lenglern 9.
 Lieth b. Bovenden 44.
 Lindau 104.
 Lippe 104.
 Lisgau 69.
 Löttingen 46.
 Lutter (Lutteraba) 15. 19. 23.
 Luttertal 9. 15. 19. 24.

III

Lübeck 107. 112.
 Lüneburg 108. 111. 112. 119.
 Lütthorst 50.

M

Mackenrode 23.
 Mainz, Erzbistum, 69. 83. 118.
 Mandelbeck 133.
 Mariaapring 126.
 Mariengarten 10.
 Marke 133.
 Marich, Marschland 13.
 Memleben 95.
 Mengershausen (Mengiwardshufen)
 27.
 Mimende (Bursfelde) 87.
 Minden 83. 108. 142.
 Moor 13.
 Moosberg i. Solling 4. 37. 85.
 Moringen 47. 100. 130.
 Mühle i. Hilbesheimichen 56.
 Münden 120. 144. 145. 146.
 Münder a. D. 75. 120. 149.
 Münster (Mimigardesford) 83. 108.

N

Neuhaus i. Solling 34. 85.
 Niedernjela 149.
 Niederjachsen 62. 120.
 Niederjachsenwerfen 68.
 Nieme und Niemetal 87.
 Nirei b. Osterhagen 57.
 Nörten 9. 14. 52. 69.
 Nordhausen 10. 68. 108. 136. 137.
 Northeim 27. 72. 100. 111. 120. 130.
 136. 149.

O

Oberharz 10.
 Ober-Marsberg (Cresburg) 88.
 Oberweigerberge 10.
 Oder und Odetal (Harz) 70. 147. 148.
 Oderwald 93.
 Oeynhäusen 80.
 Ohmberge 70.
 Oldenburg 107.
 Oldendorf, Kr. Einbeck 143
 Oker 41. 93. 98.
 Osnabrück 74. 83. 108.
 Osning 58.
 Ossenb. b. Dransfeld 46.
 Osterode 10. 120.
 Osterhagen 57. 68. 147.
 Ostfalen 75.

P

Paderborn 83.
 Pahrensen 44.
 Peine 44. 45.

Pferdekrippe 9.
 Plesse 9. 43. 44. 55. 107. 111. 120.
 121—124. 125. 126.
 Pöhlde (Pallitz) 13. 92. 95. 100. 101.

Q

Quedlinburg 92. 95.

R

Rammelsberg b. Goslar 97. 98.
 Rasemühle 10.
 Ratsburg 9.
 Ravensberg 107.
 Reinhausen 127. 149. 150.
 Reinsbrunnen (Raginhardsborn) 26
 Retoberg b. Northeim 72.
 Reyershausen 120.
 Rosdorf (Rasethorp) 11. 21. 27.
 Rosenburg 92. 101.
 Ruhme 47. 72.
 Ruma 58.
 Rußberg 69.

S

Sachsa 54. 55. 68.
 Sachsen, Herzogtum 107.
 Sachsenland 64. 65. 73.
 Sachsenstein 54.
 Samjel (Samjon=Schacht) b. Andreas=
 berg 41.
 Salzderhelden 92. 95. 143.
 Seeburg 13.
 Seeburger See 11. 104.
 Seesen 92. 120.
 Sekehnburg b. Elvershausen 132.
 Sohlingen 48.
 Solling 17. 37. 38. 47. 48. 85. 128.
 142. 143.
 Springmühle 10.
 Stadtsdendorf 49. 32. 120.
 Stapelberg b. Erbsen 46.
 Staufenburg a. S. 92.
 Steimke 14.
 Steina 27. 68.
 Steinkirche 69. 70.
 Sudershausen 50. 52.
 Südhaz 10. 11. 54.
 Sudheim 84.
 Südsachsen 69.
 Süßberggau 69.
 Sumburg b. Elliehausen 50.
 Süntel 75.

Sch

Schagen im Wiehengebirge 74.
 Schäferstein b. Wieleben 47.
 Scharzfeld 10. 11. 57. 68. 69. 92. 136.
 146—149.
 Schaumburg 107.

IV

Scheidungen 66. 140.
 Schleswig-Holstein 62.
 Schneen (Snewidi) 27. 28. 30.
 Schwarzwasser 45.
 Schwiegershausen 50.
 Schwülme und Schwülmefal 46. 97.

I

Tachtfeld im Süntel 75.
 Tecklenburg 107.
 Tettelnborn 68.
 Teufelskanzel 30.
 Teutoburger Wald 27.
 Tolental im Süntel 75.
 Twarghöhle bei Sudershausen 52.
 Twarglöcher bei Klein-Lengden 53.

II

Unfrut 66.
 Untereichsfeld 10.
 Uslar 12. 47. 48. 120. 142. 143. 144.

B

Verden a. d. Aller 75. 83.
 Verdener Blutbeke 75. 76.
 Vogelbeck 92. 95.
 Vogelsburg bei Salzderhelden 92.
 95. 96.
 Vogelsang, Gut, 155.
 Volkerode bei Göttingen 10.

W

Waake 50.
 Walhausen am Kniffhäuser 95.
 Walkenried 10. 136. 137. 140. 141.
 Walmoden 107.
 Weende bei Göttingen (Wentthi)
 27. 84.
 Weendefpring 10.
 Weinberg bei Amelunghorn 49.
 Weingartenloch bei Osterhagen 57. 58.
 Weißes Wasser bei Calefeld 47. 48.
 Weihwasserkirche 48. 133.
 Weper 44. 128.
 Werla 93. 94. 95. 98. 99. 100.
 Werra 10. 23. 62. 71.
 Werratal 9.
 Weser 10. 11. 12. 13. 27. 62. 75. 81.
 Wesertal 9. 46. 76. 85.
 Weserberge 48. 75. 78.
 Weserland 58. 87.
 Westerberg b. Kl. Lengden 5. 50.
 Wiebrechtshausen (Wiebarneshusen)
 130. 133.
 Wiesenberg 41.
 Wieter b. Northeim 72.
 Wilde Kirche 70.
 Wildeshausen 85.
 Wolfenbüttel 13. 119.
 Wulften 14. 48.

3

Zwerghöhle b. Sudershausen 52.
 Zwerglöcher b. Kl. Lengden 54.
 „ b. Sachja 53.

Bücher der Spinnstube

Erschienen sind:

1. Aug. Tecklenburg: Der Hainberg.
2. H. Lücke: Südhannoversche Dorfbilder I.
3. Abt D. Knoke †: Aus der Jugendzeit der Georgia Augusta.
4. Aug. Tecklenburg: Mariaspring u. Plesse
5. H. Lücke: Südhannoversche Dorfbilder II.
6. Dr. F. Wagner: Die Göttinger Fehde von 1387.

Ausstattung von Erich Feyerabend. Reiche Illustration nach zeitgenössischen Stichen und neuen Künftleraufnahmen.

Wilhelm Poed: Das Plattdeutsche und die akademischen Berufsstände

Diese Schrift des weitbekannten niederdeutschen Schriftstellers sollte von allen Berufsständen auf dem Lande gelesen und beachtet werden. Sie ist eine Mahnung und ein Weckruf an alle Geistlichen, Aerzte, Juristen, Lehrer, Techniker, auch an alle nicht unmittelbar akademischen Berufe, die mit dem Lande zu tun haben. „Es ist ein kurzes Schriftchen, in dem Wilhelm Poed, selbst hinlänglich bekannt als erfolgreicher Dichter niederdeutscher Sprache, das Problem der Stellung unserer „Studierten“ zu derselben behandelt und ihnen damit den Weg zur plattdeutschen Volksseele weisen hilft. — Die Schrift will in weitesten Kreisen gelesen sein, um zu wirken als ein knapp und krafft gezogener, aber gleichwohl alle Fragen von Belang streifender Leitfaden.“ G. Hoffmann in der „Kieler Zeitung“.

Turm-Verlag W. H. Lange / Göttingen

L u d w i g B ä t e

Die Reise nach Göttingen

Eine Erzählung

Alfred Biese nennt Ludwig Bäte den „niedersächsischen Mörike“. Wer seine Gedichte und kleinen novellistischen Erzählungen kennt, wird diesem Ehrentamen herzlich zustimmen. Die Meisterhaft der Sprache, die Glut der Empfindung, die Liebe zu unserem Volkstum — das alles macht die Lektüre Bäte'scher Bücher zu einem seltenen Genuß. In dem vorliegenden schmucken Bande bietet der Verfasser zum ersten Male eine abgeschlossene große Erzählung. In einer Rahmenhandlung schildert er die Rückkehr eines Auslandsdeutschen in seine alte niederdeutsche Heimat. Mit ihm reisen wir durch niederdeutsches Land, durch alle die großen Stätten niederdeutscher Geschichte: Osnabrück, Detmold, Hannover, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hildesheim nach Göttingen. In reizvoller Weise hat Bäte in diesen Rahmen geschichtliche Episoden, Erinnerungsblätter an große Männer der Vergangenheit hineingespannt. So erwächst vor unserem Auge ein wundervolles Bild von geistiger Größe über ferne Jahrzehnte hinweg. Das Buch ist ein Hymnus, ein Loblied auf Dichter, Denker und Menschen aus längst entschlafenen Zeiten, die uns Heutigen aber lebendig bleiben müssen, als Führer zu neuer Größe und neuer deutscher Zukunft.

„Das Buch wird seinen Weg machen“ —
war das Urteil eines bekannten Göttinger Professors.

Turm-Verlag W. H. Lange, Göttingen